Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit:

Selbstverortung männlicher Jugendlicher mit türkischem Migrationshintergrund zwischen Familie und Gesellschaft

Verfasserin:

Jasmin Karnutsch

Angestrebter akademischer Grad:

Magistra (Mag.[a]) der Philosophie

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin: Dr. Carolin Leutloff-Grandits

Diese Diplomarbeit ist meinen Eltern gewidmet. Ich danke ihnen,

dass sie mich meinen eigenen Weg haben gehen lassen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 8

1.1. Persönliches Interesse und Ziel der Arbeit 8

1.2. Struktur der Arbeit 12

I) MIGRATIONSTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN

2. Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund im Zentrum der Forschung 14

2.1. Die Hintergründe der Migration von der Türkei nach Österreich 14

2.2. Zur sozioökonomischen Situation der zweiten Generation in Wien 20

2.2.1. Wohnsituation 20

2.2.2. Situation in Schule und Ausbildung 22

2.2.3. Sprache 23

2.2.4. Arbeitsmarkt 23

3. Stand der Zweitgenerationenforschung im deutschsprachigen Raum 26

3.1. Die Kulturkonfliktthese 26

3.2. Paradigmenwechsel: von der Defizitperspektive zur Kompetenzperspektive 29

4. Theoretische Schlüsselkonzepte 32

4.1. Eingliederung im Generationenverlauf nach Hartmut Esser 32

4.2. Konstruktivistische Raum- und Kulturkonzepte 35

4.2.1. Transnationale Räume 36

4.2.2. Hybride Kulturen 38

4.2.3. Imaginationen 39

5. Die Rolle der Familie im Migrations- und Integrationsprozess 42

5.1. Das Familiensystem in der Türkei 42

5.2. Wandel in der Familie aufgrund der Migration 47

5.2.1. Die Stellung der Familie in der Gesellschaft 48

5.2.2. Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung 50

5.2.3. Wandel in Bezug auf Heiratsverhalten und Partnerwahl 52

5.2.4. Wandel des Wertesystems 54

5.3.5. Bedeutung der Geschwisterbeziehungen 55

5.3. Die Rolle der Familie im Integrationsprozess 58

II) DARSTELLUNG DER EMPIRISCHEN ERGEBNISSE

6. Forschungsdesign 64

6.1. Zugrunde liegender theoretischer Hintergrund der Untersuchung 64

6.2. Das Erhebungsverfahren 65

6.3. Das Auswertungsverfahren 69

6.4. Darstellung der fünf Interviewpartner 71

7. Die Auswirkungen der Familie auf die Integrationsleistung der Jugendlichen 76

7.1. Strukturelle Dimension 76

7.1.1. Wohnsituation 77

7.1.2. Schule und Sprache 78

7.1.3. Übergang Schule – Beruf 84

7.2. Kulturelle Dimension 90

7.2.1. Sprache 90

7.2.2. Wertvorstellungen 92

7.3. Soziale Dimension 98

7.3.1. Peer-group und Freizeit 98

7.3.2. Interethnische soziale Kontakte 99

7.4. Identifikative Dimension 103

8. Darstellung der Familienbeziehungen aus Sicht der Jugendlichen 104

8.1. Eltern-Sohn-Beziehung 104

8.2. Wahrnehmung des elterlichen Erziehungsverhaltens 108

8.3. Geschwisterbeziehung 114

8.4. Beziehung zu Verwandten 118

9. Selbstverortung der jungen Männer zwischen Familie und Gesellschaft 122

9.1. Empfinden des eigenen Handlungs- und Bewegungsspielraumes 122

9.1.1. Ökonomischer Handlungsspielraum 122

9.1.2. Sozialer Handlungsspielraum 124

9.2. Diskriminierungserfahrungen – wahrnehmungen 128

9.3. Zugehörigkeitsgefühle und Identifikation 131

9.4. Zukunftsvorstellungen 134

9.4.1. Rückkehrpläne 134

9.4.2. Individuelle Lebensentwürfe und Perspektiven 138

10. Resümee 144

11. Literaturverzeichnis 148

12. Anhang 154

1. Einleitung

1.1. Persönliches Interesse und Ziel der Arbeit

Das Familienleben ist für jeden Menschen von Bedeutung, da die Familie eine Vielzahl an menschlichen Bedürfnissen befriedigen kann. Die Beziehungen innerhalb eines familiären Systems hat man von Geburt an und sind nur teilweise wählbar und kündbar. Spricht man von einem familiären Beziehungsnetzwerk, könnte man dies mit einer Arbeitsgemeinschaft gleichsetzen, innerhalb welcher jedes Mitglied bestimmte Rollen spielt und unterschiedliche Funktionen ausübt. Eine familiäre Gemeinschaft kann sowohl materielle als auch emotionale Unterstützung gewährleisten. Somit können verschiedenste Bedürfnisse, wie emotionaler Zusammenhalt, soziale Sicherheit, Sexualität und Zeugung von Nachkommen, gestillt werden.

Mit einem Bruch im Lebenslauf, wie das bei einer Migration der Fall ist, können familiäre Beziehungen einen noch größeren Stellenwert erlangen. Eine Wanderung in ein fremdes Land ist für die meisten MigrantInnen mit großer Unsicherheit und Existenz- und Zukunftsängsten verbunden. In dieser schweren Phase kann die Familie oder auch verwandtschaftliche Beziehungen Orientierung und soziale Sicherheit bieten. In der Migrationssituation ist die Familie jedoch auch immer großen Veränderungen unterworfen, die sich unterschiedlich auf das Familienleben und die Beziehungen untereinander auswirken können. Solche Veränderungen stellen große Anforderungen an die Familie und wirken sich unterschiedlich auf die Integrationsprozesse der MigrantInnen und der Nachfolgegenerationen aus.

In meiner Arbeit als Kinder- und Jugendbetreuerin in einer Jugendeinrichtung im 15. Wiener Gemeindebezirk war ich unter anderem in der Parkbetreuung tätig. Dieses freizeitpädagogische Angebot findet in öffentlichen Parks und Wohnhausanlagen statt und richtet sich generell an Kinder und Jugendliche, wobei vermehrt auch andere Dialoggruppen wie Eltern und ältere Menschen in das Programm mit einbezogen werden. Im Rahmen dieser Angebote spielten wir mit den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen Brett- und Gesellschaftsspiele, betrieben Sport, saßen mit allen ParkbesucherInnen zusammen und tranken Cafe und Tee, organisierten Parkfeste, Wettkämpfe und Workshops etc. In dieser

Zeit richtete sich mein Interesse zunehmend auf Familien mit türkischem Hintergrund. Ich begann mich dafür zu interessieren, warum sich die einzelnen Familienmitglieder nicht mit dem Vornamen anredeten, sondern den älteren Bruder beispielsweise mit „abi“ und die Schwester mit „abla“. Ich fragte mich, warum sich die jugendlichen Männer beim Rauchen hinter Sträuchern versteckten, wenn ihre Eltern im Park saßen. Durch diesen Einblick in die Lebenswelt von Kindern aus türkischen MigrantInnenfamilien wuchs mein Bedürfnis mehr darüber zu erfahren. Ich stellte den Jugendlichen lauter Fragen und bemerkte wie sie sich über mein ehrliches Interesse freuten. Bei diesen Gesprächen konnte ich feststellen, dass diese Burschen die zwei Bezugssysteme Familie – als drinnen bzw. Zuhause, und Gesellschaft – als draußen, voneinander trennen und dies selbst auch thematisieren. Ich erkannte, dass sich die Jugendlichen zwischen zwei verschiedenen (kulturellen) Bedeutungssystemen bewegen, die teilweise unterschiedliche Anforderungen an sie stellen. Diese Auseinandersetzung habe ich aufgegriffen und zum Thema der vorliegenden Diplomarbeit gemacht. Die Protagonisten stellen also männliche Jugendliche zweiter Generation mit türkischem Migrationshintergrund dar. Mit der zweiten Generation sind die Kinder der ArbeitsmigrantInnen gemeint, welche bereits in Österreich geboren sind oder noch vor dem schulpflichtigen Alter eingereist sind. Der 15. Wiener Gemeindebezirk, welcher prozentuell gesehen an erster Stelle, was den Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund betrifft, liegt, wird den Erhebungskontext der vorliegenden Untersuchung darstellen.

Sowohl in der Literatur als auch bei gesellschaftspolitischen Themen lassen sich teils widersprüchliche Argumentationsmuster erkennen, was die Wirkung der Familie und Verwandtschaft auf den Eingliederungsprozess der zweiten Generation in die Aufnahmegesellschaft betrifft. Dabei stellen die meisten Studien dar, wie die Familie die Eingliederung der Kinder in die Aufnahmegesellschaft erschwert. Es wird argumentiert, dass aufgrund traditioneller Wertorientierungen in der zugewanderten Familie (z.B. geschlechtsspezifische Erziehung, Aufrechterhaltung von Autoritätsverhältnissen etc,) Spannungen zwischen den Normen des Herkunftslandes und der sogenannten „Kultur“ des Aufnahmelandes entstehen. Die Jugendlichen müssten laut diesen Studien mit den widersprüchlichen Anforderungen, der „Kultur“ der Eltern und der „Kultur“ des Aufnahmelandes klar kommen und seien hin und her gerissen zwischen Familie und Verwandtschaft auf der einen Seite, peer-groups und sozialen Kontakten auf der anderen.

Neuere Studien gehen weg von diesen defizitorientierten Perspektiven und beschäftigen sich mit möglichen integrationsfördernden Aspekten der Familie (vgl. Nauck 1999; Pflegerl 2002). Diese Studien zeigen, dass Migrantenfamilien intergenerativ einen großen Zusammenhalt aufweisen und dass somit wichtige Sozialisationsleistungen vollbracht werden. Der Familiensoziologe Bernhard Nauck fand heraus, dass die Familie einen wichtigen Beitrag zur Integration der zweiten Generation leistet, weil familiäre Beziehungen viel Sicherheit und Orientierung mit sich bringen. Außerdem wird argumentiert, dass sich Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht zwingend in einem „Kulturkonflikt" befinden müssen.

Durch die Globalisierung, Massenmedien, internationale Migration und die einhergehende Entgrenzung von Räumen entstanden neue Argumentationsmuster, die sich sehr gut mit der Situation der zweiten Generation von MigrantInnen vereinbaren lassen. Die sozialen Räume, die sich die Jugendlichen kreieren, sind nicht nur auf Österreich beschränkt, sondern schließen auch ihre Herkunftsländer bzw. die ihrer Eltern mit ein. Dadurch entstehen neue pluri-lokale soziale Räume: *„Diese neuen transnationalen sozialen Räume bauen auf den Gegebenheiten der Herkunfts- und denen der Ankunftsregionen auf, sie situieren sich in und zwischen beiden und verbinden diese miteinander"* (Pries 2001:51).

Infolgedessen muss Integration anders bestimmt werden, als in der ausschließlichen Immigrations-Perspektive, in der Emigration als Herauslösung aus einem nationalen Container und Immigration als Betreten in einen anderen nationalen Container angesehen wird. Konzepte wie Mehrfachzugehörigkeiten und der Einfluss der Cultural Studies (hybride Identitäten und Kulturen) eröffneten neue Räume. Diese konstruktivistischen Sichtweisen erweitern die Perspektiven und werten die Macht des Subjekts auf. Diese Perspektivenerweiterung zeigt, dass die Jugendlichen die Möglichkeit haben, sich aus der Opfer-Perspektive zu lösen und aktiv und flexibel auf ein Netz von Zugehörigkeitskontexten Bezug zu nehmen. Sie werden als kompetente gesellschaftliche AkteurInnen anerkannt, die fähig sind, individuell unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten und Perspektiven für die eigene Lebensgestaltung zu erstellen. Durch diese „transnational flows" entstehen also neue soziale Räume und diese gilt es, sich in der vorliegenden Arbeit anzuschauen.

Diese anthropologische Auseinandersetzung mit dem Thema *„Selbstverortung zwischen Familie und Gesellschaft"* setzt an der Subjektivität der jungen Männer an.

Selbstverortungen haben sowohl eine subjektive Komponente *„innerhalb eines sozialen und räumlichen Kontextes als auch eine objektive Komponente im Sinne einer sozial-strukturellen Positionierung des Individuums im gesellschaftlichen Raum“* (Riegel/Geisen 2007:7). Dadurch ist es mit dem Begriff der Selbstverortung möglich, *„das Zusammenspiel von sozialen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, Zuschreibungen und Entwicklungen, Selbstsicht(en) und Identifikation(en) des Individuums jeweils vom Standpunkt und aus der Perspektive des Subjekts zu betrachten“* (Riegel/Geisen 2007:12).

Folgende Forschungsfragen sollen anhand der qualitativen Analyse von fünf Einzelfällen beantwortet werden:

Welchen Stellenwert haben familiäre Beziehungen für männliche Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund und wie beeinflussen diese Beziehungen ihre Lebensentwürfe?

- *Welche Auswirkungen haben die familiären Beziehungen auf die Integration bzw. das Eingliederungsverhalten in Österreich? Fördert oder behindert die Familie die Integration der Jugendlichen in Österreich? Wo und wie positionieren sich die Jugendlichen innerhalb der Gesellschaft?*
- *Welcher Teil der Familie erscheint den Heranwachsenden wichtig und welche Bedeutungen haben diese Beziehungen für sie? Wie gestalten sich die intergenerationalen Beziehungen? Wo verorten sich die jungen Männer innerhalb der Familie?*
- *Woran orientieren die Jugendlichen ihre Lebensentwürfe und Lebensorientierungen? Inwiefern entscheiden sie selbst über ihr Leben? Inwieweit machen sie individuelle Entscheidungen von den Erwartungen der Familie abhängig?*

Die Jugendlichen sollen bei der Beantwortung dieser Fragen selbst zu Wort kommen. Dadurch soll zu den subjektiven Sicht- und Handlungsweisen der Kinder der ArbeitsmigrantInnen gelangt werden, um einen Einblick in die jeweiligen Perspektiven und Ziele der jungen Männer zu kriegen. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Einblicke in die verschiedenen Lebenswelten und Lebensentwürfe der jungen Männer in Wien zu geben und

deren Situation durch den Einbezug makro- und mikrostruktureller Rahmenbedingungen zu beleuchten. Dabei soll konkret herausgefunden werden, wie die Jugendlichen sich individuell soziale Räume aneignen, diese kreieren und gestalten und inwieweit die Familie Einfluss auf Entscheidungen und Handlungen der Jugendlichen hat. Damit soll die Frage beantwortet werden, wo sich die jungen Burschen zwischen den beiden Sozialisationsfeldern Familie und Gesellschaft selbst verorten und wie sie sich selbst darstellen.

1.2. Struktur der Arbeit

Den ersten Teil der Arbeit wird anhand der Besprechung relevanter Forschungsliteratur den Theorieteil darstellen, während im empirischen Teil eine Analyse von qualitativen Interviews folgt, die mit fünf jungen Männern mit türkischem Migrationshintergrund geführt wurden.

Es ist wichtig, zwischen den verschiedenen MigrantInnengruppen zu unterscheiden, da jede Migration, jede individuelle Geschichte sowohl der Länder als auch der Menschen selber anders verlaufen ist. Deshalb werden eingangs die Hintergründe der Arbeitsmigration von der Türkei nach Österreich dargestellt, um dann anschließend genauer auf die sozioökonomische Lage der zweiten Generation türkischer MigrantInnen in Wien einzugehen (Kap. 1).

Auf diese Einführung folgt eine Übersicht über den Stand der Zweitgenerationenforschung im deutschsprachigen Raum (Kap. 2). Es werden zunächst Studien besprochen, welche dem Interpretationsschema des sogenannten „Kulturkonflikts“ verhaftet sind. Im Anschluss darauf werden noch einige neuere Forschungen vorgestellt, die die zweite Generation als kompetente gesellschaftliche AkteurInnen in den Mittelpunkt stellen.

Kapitel 3 widmet sich theoretischen Schlüsselkonzepten, wie dem oftmals in der Literatur zitierten Integrationsmodell von Harmut Esser sowie konstruktivistischen Raum- und Kulturkonzepten, welche die Sichtweise auf „Integration“ erweitern.

In Kapitel 4 wird genauer auf die Rolle der Familie im Migrations- und Integrationsprozess eingegangen. Es werden Familienstrukturen in der Türkei und zentrale Begriffe besprochen, wobei eine teilweise recht plakative Darstellung unumgänglich ist. Doch wohl gemerkt kann

nicht von „der türkischen Familie“ gesprochen werden, da es immer Unterschiede gibt und Strukturen ständig im Wandel sind. Deshalb wird in Kapitel 4.2. genauer auf den Wandel familiärer Strukturen aufgrund der Migrationserfahrung eingegangen. Dieses wird zum letzten Kapitel des theoretischen Teils (Kap. 4.3.) überleiten, in dem Zusammenhänge zwischen Familie und Integration beschrieben werden sollen.

Den Beginn des empirischen Teils macht eine ausführliche Beschreibung des Forschungsdesigns, wo auch die fünf Interviewpartner und deren Familienbiographien einzeln vorgestellt werden (Kap. 5).

In Kapitel 6 werde ich anlehnend am vierstufigen Integrationsmodell von Hartmut Esser den Einfluss der Familie auf die Integrationsleistung der Jugendlichen analysieren. Die Jugendlichen sollen dabei selbst zu Wort kommen und ihre sozioökonomische Situation, ihre Wertvorstellungen und ihre Freundschaftsnetzwerke darstellen. Wirkt die Familie integrationsfördernd oder integrationshemmend?

Das darauffolgende Kapitel (Kap. 7) widmet sich der Darstellung der Familienbeziehungen aus Sicht der jungen Männer. Im letzten Kapitel (Kap. 8) des empirischen Teils soll die Frage beantwortet werden, wo sich die Jugendlichen zwischen Familie und Gesellschaft selbst verorten, um dann abschließend (Kap. 9) zu den Schlussfolgerungen zu gelangen.

I) MIGRATIONSTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN

2. Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund im Zentrum der Forschung

2.1. Die Hintergründe der Migration von der Türkei nach Österreich

„Wir vergessen nicht alles so schnell, weißt. Vor zwanzig Jahren hat man uns gebeten hier her zu kommen um zu arbeiten und jetzt wollen sie uns einfach abschieben. Das ist nicht /eh/ leiwand. Wir vergessen nie was“ (Furkan 192-194).

Spricht man von der zweiten Generation türkischer ArbeitsmigrantInnen in Österreich ist es notwendig, sich die historischen Zusammenhänge der Migration von der Türkei nach Österreich genauer anzuschauen. Deshalb soll im vorliegenden Kapitel der sogenannten Arbeitsmigration und deren Folgen für die zweite Generation besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die groben Entwicklungen der österreichischen Migrations- und Integrationspolitik sollen zusätzlich klärend wirken. Personen mit Migrationshintergrund werden hier geteilt in MigrantInnen der ersten Generation (Personen, die selbst im Ausland geboren sind) und MigrantInnen der zweiten Generation (Kinder von zugewanderten Personen, die selbst im Inland zur Welt geboren oder noch vor dem schulpflichtigen Alter eingereist sind).

Heckmann definiert ArbeitsmigrantInnen als *„Einwanderer, die vor allem aus ökonomischen Gründen ihr Herkunftsland verlassen und im Einwanderungsland eine neue Existenz zu gründen suchen“* (Heckmann 1992:17). Der Zeitpunkt und der Umfang dieser Migration verlaufen generell nach den Bedürfnissen der reichen, sogenannten „entwickelten“ Länder. Bei Arbeitskräftebedarf können sie ArbeiterInnen „einführen“, in Stagnationsphasen als „Puffer“ auf dem Arbeitsmarkt benutzen und Teile von ihnen zurückschicken bzw. die Zuwanderung unterbinden (vgl. Heckmann 1992:80).

Dieser Migrationstypus ist alles andere als neu. Bereits Mitte des 17. Jahrhunderts begann in Afrika und Asien der Sklavenhandel im Rahmen der expansiven Kolonialpolitik der

europäischen Länder. Bis ins 19. Jahrhundert wurden schätzungsweise 15 Millionen Afrikaner als Arbeitskräfte im Bergbau und auf Plantagen eingesetzt. Auch in der deutschen Geschichte wurden bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts russische und polnische Arbeitskräfte eingesetzt. Nach dem 2. Weltkrieg wurde der Arbeitsmarkt in den traditionellen Aufnahmeländern in Europa (Belgien, Frankreich, Bundesrepublik Deutschland, Luxemburg, Niederlande, Schweden und Schweiz) geöffnet. Die Folge war eine Anzahl von insgesamt 8 Millionen ImmigrantInnen zwischen 1950 und 1982 (vgl. Han 2005:86-88).

Türkei und Ex-Jugoslawien waren die typischen Herkunftsländer der ArbeitsmigrantInnen. Die türkische Migration nach Westeuropa begann offiziell mit der Unterzeichnung des bilateralen Abkommens für die Rekrutierung von ArbeiterInnen zwischen der Türkei und Deutschland im Jahre 1961, gefolgt von Abkommen mit den Niederlanden, Belgien und Österreich (1964), Frankreich (1965) und Schweden (1967) (vgl. Esin Bozkurt 2009:32).

Für viele junge Männer und Frauen in der Türkei war das eine Chance. Länder mit Wirtschaftswachstum und hohen Löhnen sind sehr attraktiv für MigrantInnen, vor allem für jene aus Staaten mit hohen Arbeitslosenraten, niedrigen Löhnen und stagnierender Wirtschaft. Der Großteil der ArbeitsmigrantInnen war ungelernt und unqualifiziert und stammte aus dem ländlichen Raum, vorwiegend aus dem Osten der Türkei. Aufgrund der schlechten ökonomischen Bedingungen in der Türkei entschlossen sich viele im Westen Europas durch befristete Arbeiten ihre Situation und die ihrer Familien zu verbessern. Viele ArbeitsmigrantInnen hatten ursprünglich nicht geplant für so lange Zeit in Österreich zu bleiben. Auch von Seiten des österreichischen Staates war das Rotationsprinzip geplant, nach welchem die Arbeitskräfte nach einigen Jahren wieder zurück in ihr Herkunftsland geschickt werden sollten. Aus diesem Grund wurden die damaligen ArbeiterInnen „Gastarbeiter“ genannt.

Die rechtlichen Bedingungen der Rotationspolitik kennzeichneten die Arbeitsmarktlage dieser Zuwanderergruppe. In den Aufnahmeländern arbeiteten die sogenannten „Gastarbeiter“ in Billiglohnbranchen, wie im Metallbereich, in der Verarbeitungsindustrie oder im Baugewerbe, in der Beschäftigungshierarchie in niedrigen Positionen. Sie waren vor allem in weniger attraktiven Berufen tätig, welche durch einen großen physischen Einsatz,

hohes Unfallrisiko und durch niedriges Sozialprestige gekennzeichnet waren. Die Beschäftigungsverhältnisse waren kurzfristig, konjunkturanfällig und schlecht bezahlt. Diese „ethnische Segmentierung“ des Arbeitsmarktes hat sich auf die nachfolgenden Generationen der ArbeitsmigrantInnen übertragen (vgl. Fassmann/Münz 1996:222-226).

Da auch in Österreich von einer Rotationspolitik ausgegangen wurde, orientierte sich auch der rechtliche Rahmen an einer vorübergehenden Verweildauer der angeworbenen ArbeiterInnen.

„Die Ausländerbeschäftigung blieb trotz einiger Verbesserungen durch Kurzfristigkeit und durch das „Primat der Inländerbeschäftigung“ gekennzeichnet. Dazu kamen weiter Beschränkungen, wie Ausschluß vom aktiven und passiven Wahlrecht oder benachteiligte Zugänge zu öffentlichen Transferleistungen. Die rechtliche und politische Marginalisierung dieser Zuwanderergruppe ist bei der Interpretation der sozioökonomischen Situation mit zu berücksichtigen. Sie verdeutlicht stark den eingeschränkten Zugang zu privilegierten Arbeitsmärkten und geringen innerbetrieblichen Aufstiegschancen“ (Fassman/Münz 1996:223).

Die beiden Autoren weisen ausdrücklich darauf hin, dass sich dieser Ausschluss teilweise auch in der zweiten und dritten Generation mit türkischem Migrationshintergrund fortgesetzt hat.

Die Lebens- und Arbeitssituation der ArbeitsmigrantInnen wurde somit in Österreich – auch mit Hilfe der Gewerkschaften – prekär gehalten. Die rechtliche Situation hat dazu beigetragen, dass die ArbeitsmigrantInnen am Arbeitsmarkt nicht Fuß fassen konnten. Durch diese Zuweisung in den Niedriglohnbereich im Aufnahmeland gerieten sie in einen *„Zustand partieller Desintegration“* (Dörre 1997:76). Doch da bei der Arbeit meist der finanzielle Aspekt Priorität hat, waren viele der ZuwanderInnen bereit, Arbeiten und Arbeitsbedingungen zu akzeptieren, die sie unter anderen Voraussetzungen mit hoher Wahrscheinlichkeit abgelehnt hätten (vgl. Dörre 1997:76).

Im Jahre 1973 wurde aufgrund der Energiekrise ein genereller Anwerbestopp für (Arbeits)-Migrantinnen verhängt. Die europäischen Industrieländer machten mehr oder weniger die Grenzen gegen unkontrollierte Einwanderung dicht und gingen über zu einer restriktiven Ausländer- und Arbeitsmarktpolitik (vgl. Han 2005:86-89). Eng im Zusammenhang mit dem

Anwerbestopp steht die Familienzusammenführung, der Nachzug von EhegattInnen und minderjährigen Kindern der sogenannten „PioniermigrantInnen“. Daten zeigen, dass die Familienzusammenführung nach dem Anwerbestopp in ihrem Umfang rapide zugenommen hat. Ein möglicher Grund dafür war die neue arbeitsmarktpolitische Situation für die ArbeitsmigrantInnen aus Nichtmitgliedsstaaten der EG. Sie konnten nicht mehr zurückkehren, wenn sie Österreich einmal verlassen hatten. Aufgrund dieser restriktiven Politik entschieden sich viele MigrantInnen im Land zu bleiben und ihre Familien so schnell wie möglich nachzuholen. Auch die soziopolitischen Spannungen in der Türkei Ende der 70er, Anfang der 80er könnten ein wichtiger Faktor für die zunehmende Familienzusammenführung gewesen sein. Sie hinderten viele MigrantInnen daran, in die Türkei zurück zu kehren. Als Resultat wurden viele Kinder und EhepartnerInnen nach Österreich geholt. Nun wandelte sich das Migrationsprojekt von einer temporären Arbeitsmigration zu einer dauerhaften Niederlassung in Österreich (vgl. Bauböck 1996:13). Aus „Gastarbeitern“ sind also Einwanderer geworden.

Mit der Novellierung des Fremdenpolizeigesetzes 1987 wurde gleichzeitig auch die Ausländerpolitik vom Sozialministerium auf das Innenministerium übertragen. Durch die Osteröffnung 1989 und als Folge des jugoslawischen Bürgerkrieges erreichte die Neuzuwanderung Anfang der 1990er Jahre Spitzenwerte und wurde somit zu einem dominierenden Thema der Innenpolitik. Zur Reform des Einwanderungswesens traten 1993 das Fremdengesetz und das „Aufenthaltsgesetz“ in Kraft. Das neue Fremdengesetz begrenzte zwar die Immigration stärker, und der Familiennachzug wurde auf Personen bis zum vollendeten 14. Lebensjahr beschränkt, doch erhöhte es die Aufenthaltssicherheit von langjährig ansässigen MigrantInnen Das „Aufenthaltsgesetz“ beinhaltete eine jährliche Quotenregelung für die Neuzuwanderung. Aufgrund dieser neuen Bestimmungen kam es zu einem deutlichen Rückgang der Einwanderung und auch bei der Familienzusammenführung. Folge dieser restriktiven Migrationspolitik waren Demonstrationen und die Entstehung diverser humanitärer NGO´s. Als Reaktion darauf verfolgte die Politik ab 1997 ein neues Paradigma: *„Integration vor Neuzuzug“*. (vgl. Bauböck/Perchinig 2005:592-594).

Die Politik setzte auf Integration der bereits ansässigen MigrantInnen, indem der verpflichtende Besuch von Sprach- und Integrationskursen geregelt wurde. Obwohl es noch immer eine deutliche Konzentration der zweiten Generation auf den Pflichtschulbereich zu

beobachten gibt, reagierte das Schulsystem in Österreich relativ früh auf die Herausforderungen durch Einwanderung, wie beispielsweise durch die Einführung des Unterrichtsprinzips „Interkulturelles Lernen“ und durch die Förderung des Erstspracherwerbs (vgl. Bauböck/Perchinig 2005:598).

Was das Staatsbürgerschaftsrecht betrifft, blieben das Abstammungsprinzip des „ius sanguinis“[1] als auch das Verbot der Doppelstaatsbürgerschaft bestehen (vgl. Bauböck/Perchinig 2005:596-597). Wichtigste Bedingungen zur Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft sind ein mindestens 10-jähriger legaler Aufenthalt in Österreich, Grundkenntnisse der deutschen Sprache und ein gesicherter Lebensunterhalt.

Der Anteil der in Wien lebenden Menschen mit ausländischer Staatsbürgerschaft beträgt heute 10%. Der Bevölkerungsanteil türkischer Staatsbürger umfasst etwa 43.000 Personen und ist nach den MigrantInnengruppen aus Serbien und Montenegro die zweitgrößte ausländische Bevölkerungsgruppe in Wien, dicht gefolgt von der deutschen MigrantInnengruppe mit rund 30.000 Personen (vgl. Statistik Austria 2010).

Österreich hat also im Laufe der letzten Jahrzehnte eine reichhaltige Migrationsgeschichte aufzuweisen. Neben dem Status des Einwanderungslandes war es zugleich auch Auswanderungsland und Transitstation, auf das in dieser Arbeit aber nicht genauer eingegangen werden kann. Bauböck und Perchinig appellieren an die ethnische Vielfalt der österreichischen Vergangenheit. Dies ändert jedoch nichts an der ausgrenzenden Zuwanderungs- und Integrationspolitik der Zweiten Republik (vgl. Bauböck/Perchinig 2005:589-600).

Das Konzept der „Gastarbeiter“ – ein migrationspolitisches Paradigma – prägt bis heute die soziale Stellung von MigrantInnen über Generationen hinweg. Ein Blick in die Geschichte der Arbeitsmigration ist zentral für das Verständnis der Situation der Kinder der ArbeitsmigrantInnen und weist auf die eher schlechte sozio-ökonomische Startsituation für die Kinder in Österreich hin. Im nächsten Kapitel soll genauer auf diese Thematik eingegangen werden.

[1] Lat. „Recht des Blutes“; die Kinder erhalten automatisch die Staatsbürgerschaft der Eltern.

2.2. Zur sozioökonomischen Situation der zweiten Generation in Wien

ArbeitsmigrantInnen nehmen meist eine unterprivilegierte Stellung in der Gesellschaft im Einwanderungsland ein. Sowohl in Bezug auf Wohnen, auf die schulische Ausbildung und auf die Arbeitsmarktstellung sind ArbeitsmigrantInnen gegenüber der einheimischen Arbeiterschaft meist stark benachteiligt. Rechtliche und soziale Ungleichheiten führen zu Unsicherheiten des Aufenthalts und zu politischer Machtlosigkeit (vgl. Heckmann 1992:85). Um die soziale Lage der zweiten Generation und die Form der Selbstverortung beschreiben und auch verstehen zu können, ist das Aufzeigen der Situation in diesen Bereichen sehr erhellend.

2.2.1. Wohnsituation

Die überwiegende Mehrheit der MigrantInnen ist aufgrund ihrer schwachen ökonomischen Ausgangssituation besonders dem sozialen Mechanismus der räumlichen und sozialen Selektion und Segregation im Aufnahmeland ausgesetzt. Das oft zu beobachtende Bestreben der MigrantInnen, ihre ethnische und kulturelle Eigenwertigkeit in den ethnisch konzentrierten Teilräumen der Städte zu erhalten und zu pflegen, kann zusätzlich den ethnischen Segregationsprozess verstärken (vgl. Han 2005:258-260). Han nennt folgende mögliche Ursachen und sozialen Auswirkungen *„residentialer Konzentration und Segregation der ImmigrantInnen“* (Han 2005:260-265):

1. Kettenmigration. MigrantInnen lassen sich vorzugsweise dort nieder, wo bereits Familienangehörige, Verwandte, Bekannte o.ä. leben.
2. Wirtschaftswachstum im Aufnahmeland. Dieses führt zu einem erhöhten Arbeitskräftebedarf und die Arbeitsmärkte werden für ausländische Arbeitskräfte geöffnet. Mit der Arbeitsmigration beginnt bereits die Konzentration auf gewisse Stadtteile in kleinem Umfang.
3. Diskriminierung am Wohnungsmarkt.
4. Staatliche Siedlungspolitik.

Wie Han aufgezeigt hat, kann die räumliche Konzentration von ImmigrantInnen ihre Ursachen sowohl in sozialer Ungleichheit als auch in den freiwilligen Entscheidungen der MigrantInnen haben. Entgegen öffentlicher Meinungen, welche räumliche Segregation mit Parallelgesellschaften und Ghettobildung in Verbindung bringen, wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass Integration und sozialräumliche Segregation kein Widerspruch sein müssen. Dadurch können sogenannte Auffangnetze entstehen, die für Neuzuwanderer sowohl eine emotionale Unterstützung als auch identitätsstützend- und fördernd sein können. Segregation kann also sowohl als Ressource als auch als Falle interpretiert werden, wobei auch beide zusammen auftreten können.

Der 15. Gemeindebezirk in Wien (Bezirk Rudolfsheim-Fünfhaus) wird den Erhebungskontext der vorliegenden Untersuchung darstellen. Deshalb werden hier noch einige Daten dazu angegeben. Insgesamt leben dort (Stand 2008) etwa 70.900 Menschen. 46,6% beträgt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund in diesem Stadtteil. Somit liegt der 15. Bezirk prozentuell gesehen an erster Stelle, gefolgt vom 5. und 21. Bezirk, wo der Anteil in beiden Fällen bei 41,5% liegt (Statistik Austria 2010).

Etwa 48.000 Personen, und somit die Mehrheit der dort lebenden Menschen, haben die österreichische Staatsbürgerschaft. An zweiter Stelle liegen Serbien und Montenegro mit etwa 6.200 BewohnerInnen und an dritter Stelle die Türkei mit 3.285 Personen (Statistik Austria 2010; Stand 2008).

Viele MigrantInnen leben in sogenannten Substandardwohnungen der Kategorie C, welche durch eine geringe Wohnfläche und schlechte Sanitär- und Wasserversorgung gekennzeichnet sind. Mit 20 m^2 Wohnfläche pro Person lebt die türkische Bevölkerung durchschnittlich beengter als Personen ohne Migrationshintergrund. Hinzu kommt, dass die Wohnkosten für Personen mit türkischer Abstammung, im Vergleich zu im Inland geborenen ÖsterreicherInnen, überdurchschnittlich hoch sind (vgl. Statistik Austria 2010:72).

2.2.2. Situation in Schule und Ausbildung

Sieht man sich die Situation von Migrantenjugendlichen im österreichischen Bildungssystem an, zeigt sich, dass Kinder mit anderer Muttersprache als Deutsch überproportional hoch in Schulzweigen mit wenig Prestige (z.B. Hauptschule, Polytechnikum etc.) vertreten sind. Besonders auffällig ist die Überrepräsentation in Sonderschulen (vgl. Weiss 2007:34-36). Warum Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund häufig niedrigere Bildungsabschlüsse aufweisen ist nicht eindeutig bewiesen. In der Literatur werden mehrere mögliche Ursachen dafür besprochen.

Einer der Gründe liegt beim österreichischen Bildungssystem, das lange der Ideologie des Rotationsprinzips der Arbeitsmigration verhaftet blieb. Dadurch, dass man glaubte, dass ArbeitsmigrantInnen und deren Kinder in naher Zukunft wieder in ihre Herkunftsländer zurückkehren, versäumte es das Schulsystem, den Bedürfnissen der Kinder entsprechende, Maßnahmen zu setzen und so gelang es nicht die nötige Unterstützung anzubieten. Somit wurde der Grundstein für die ethnische Unterschichtung, die auch am Arbeitsmarkt zu erkennen ist, gelegt (vgl. Volf 2001:177). Durch die oft zu beobachtende räumliche Segregation in bestimmten Stadtvierteln in Wien ist der Anteil von SchülerInnen mit nichtdeutscher Muttersprache in Schulen in diesen Vierteln sehr hoch. Obwohl es ab den 1970er Jahren „muttersprachlichen Zusatzunterricht“ für Migrantenjugendliche gab, führt die Struktur des österreichischen Bildungssystems, in dem bereits nach der Volksschule über den Verlauf des Schultyps („Die schlechten ins Töpfchen (Hauptschule), die guten ins Kröpfchen (Gymnasium)“ entschieden wird, schnell zu einer Marginalisierung im Bildungswesen.

Ein weiterer Grund für die schulischen Probleme wird in der Literatur unter dem Begriff der „Statusvererbung“ besprochen (vgl. Weiss 2007:39). Ökonomische und kulturelle Ressourcen der Eltern sollen dabei eine Rolle spielen. Es ist bewiesen, dass der soziale Aufstieg für Kinder von bildungsfernen Eltern schwieriger ist. Auch ist die mangelnde sprachliche Kompetenz der Eltern und die fehlende Unterstützung eine Barriere im Erwerb von Kompetenzen, die für die schulische Laufbahn wichtig sind (vgl. Weiss 2007:39ff.).

2.2.3. Sprache

Erziehen Eltern nicht-österreichischer Herkunft ihre Kinder nur einsprachig in der deutschen Sprache, und vorenthalten ihnen die Muttersprache, laufen sie Gefahr, bei den Kindern Halbsprachigkeit/Semilingualismus (weder die Herkunftssprache noch das Deutsche werden in (bildungs)relevanten Bereichen beherrscht) zu produzieren. An und für sich ist sich der wissenschaftliche Kanon einig, dass die Beherrschung der Muttersprache von zentraler Bedeutung beim Erwerb von Fremd- oder Zweitsprachen ist. Die Vernachlässigung der Muttersprache würde den Erwerb des Deutschen also regelrecht blockieren. Leider hat das österreichische Bildungswesen es versäumt, die Kinder in ihrer Muttersprache gerecht zu fördern (vgl. Fischer 1999:130-131).

Im Jahre 2008 waren rund 35% der türkischen Mütter in Wien berufstätig. Sind die Mütter nicht berufstätig, haben sie mehr Zeit für ihre Kinder und dies kann sich positiv auf deren Entwicklung auswirken. Der Nachteil ist aber, dass die Kinder aus türkischen Migrantenfamilien dadurch in geringerem Ausmaß eine ganztägige Kinderbetreuung in Anspruch nehmen, als Kinder von anderen Nationalitäten. Besuchen die Kinder keinen Kindergarten, hat dies wiederum negative Auswirkungen auf die Sprachfähigkeiten in Deutsch. Eine im Jahr 2008 durchgeführte Sprachstandsbeobachtung bei viereinhalb bis fünfeinhalb –jährigen Kindern zeigte, dass bei türkischen Kindern die Sprachdefizite mit 85% besonders hoch waren (vgl. Statistik Austria 2010:40).

2.2.4. Arbeitsmarkt

Mit einem niedrigen Bildungsabschluss bzw. mit einer abgebrochenen beruflichen Ausbildung, die bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund oft vorzufinden ist, wird die berufliche Positionierung natürlich schwerer. Ein segmentierter österreichischer Arbeitsmarkt, in dem ein überproportional großer Anteil unqualifizierter Arbeitskräfte in der zweiten Generation von ImmigrantInnen vorzufinden ist, kann damit erklärt werden, dass sich die selektive Anwerbung der Väter-Generation als „Gastarbeiter“ auf die nächste Generation fortgesetzt hat (vgl. Weiss 2007:52).

Laut Statistik Austria waren im Jahr 2009 65% der Personen mit türkischem Migrationshintergrund als ArbeiterInnen beschäftigt. Bei ZuwanderInnen aus der Türkei war Selbstständigkeit deutlich selten (vgl. Statistik Austria 2010:52). Wie bereits oft in der sozialwissenschaftlichen Literatur dargestellt wurde, sind die meisten Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Handwerksberufen tätig (vgl. Viehböck/Bratic 1994; Weiss 2007).

Die momentanen arbeitsmarktpolitischen Bedingungen machen es den Jugendlichen in Wien nicht einfach. Deshalb sind unterstützende Maßnahmen durch öffentliche Beratungseinrichtungen wie das Arbeitsmarktservice (AMS) oder private Kontakte für sie sehr entscheidend. Eine wesentliche Rolle bei der Arbeitssuche und beim Finden einer Beschäftigung spielen sowohl das Bildungsniveau als auch der Grad an Eigeninitiative. Anzumerken sei an dieser Stelle, dass Österreich bekanntlich ein Klein- und Mittelbetriebsland ist. Probleme, die sich für Jugendliche im Übergang zwischen Schule und Beruf ergeben, sind nicht nur migrationsspezifisch, sondern unabhängig von der Nationalität vorzufinden. Kinder aus bildungsfernen Familien müssen generell eher arbeiten gehen und zu Hause finanzielle Unterstützung leisten. Die Arbeitsmarktdaten vom August 2010 sagen, dass die absolute Jugendarbeitslosigkeit von den 15 bis unter 25 Jährigen in Wien bei 10.259 Personen liegt, wobei es kaum Unterschiede in der Jugendarbeitslosigkeit nach Staatsangehörigkeit gab. Im Vergleich: 560 gemeldete offenen Lehrstellen (AMS, Arbeitsmarktdaten 2010). Niedrige Bildungsabschlüsse erscheinen deshalb noch erschwerender für die Positionierung am Arbeitsmarkt. Volf stellte fest, dass der soziale Aufstieg der Kinder der ehemaligen ArbeitsmigrantInnen nur sehr schwer vorankommt (vgl. Volf 2001:54).

Diese zugegebenermaßen kurze Beschreibung der sozio-ökonomischen Situation der zweiten Einwanderergeneration in Österreich zeigt, dass die Startposition und damit die Handlungsmöglichkeiten für die jungen Männer mit türkischem Migrationshintergrund, welche in dieser Arbeit zu Wort kommen werden, eher schlecht sind. Diese Burschen wachsen in Arbeiterfamilien mit sozial niedrigem Status auf. Wie die Jugendlichen mit diesen Strukturen innerhalb des gegebenen Handlungsrahmens umgehen, soll im empirischen Teil genauer erläutert werden. Dieser subjektorientierte Zugang kann genauere Erklärungen zum Zusammenhang zwischen Identität, sozialer Position, Bildung, Beruf (der angestrebt bzw. ausgeübt wird) und (familiärer) Zugehörigkeit geben.

3. Stand der Zweitgenerationenforschung im deutschsprachigen Raum

Der Forschungsstand zu Lebenswelten von Migrantenjugendlichen ist grundsätzlich sehr groß. Doch einerseits kommt die Literatur zu türkischen Jugendlichen vor allem aus Deutschland und andererseits gibt es kaum Forschungen, die sich explizit mit dem Thema „Familie“ im Kontext der zweiten Generation beschäftigen. In der Analyse der Lebenswelten von Migrantenjugendlichen gibt es heute mehr frauenspezifische Untersuchungen. Wissenschaftliche Analysen zu männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind kaum vorhanden.

Die deutschsprachige Migrationssoziologie befasst sich seit den 1970er Jahren zunehmend mit MigrantInnen zweiter Generation. Als der gesellschaftspolitische Diskurs über sogenannte Integrationsprobleme der Kinder von MigrantInnen aufkam, erweckten Themen wie Probleme und Schwierigkeiten in der Schule, eine etwaige kriminelle Gefährdung der Kinder der „Gastarbeiter“ usw. öffentliches Interesse. Diese thematischen Auseinandersetzungen waren gekennzeichnet durch eine Defizitperspektive.

Ausgangspunkt für viele Publikationen, die die „Probleme“ der zweiten Generation untersuchten, war die Annahme der *„kulturellen Differenz, die zwischen der Kultur der Elterngeneration und der der Mehrheitsgesellschaft bestehe und die Gefahr für die Psyche, die von diesem Kulturkonflikt ausgehe“* (Scheibelhofer 2004:16).

Da das Konzept des Kulturkonflikts in der Migrationsforschung gegenwärtig noch immer häufig rezipiert und als Erklärungsmodell für das Verhalten von MigrantInnen der zweiten Generation genutzt wird, soll es im Folgenden vorgestellt werden.

3.1. Die Kulturkonfliktthese

Die *„stark umstrittene Kulturkonfliktthese geht davon aus, dass inkompatible Kulturen und unterschiedliche Wertsysteme und Lebenswelten bestehen, die - wenn sie über Migrationsprozesse in Kontakt kommen bzw. miteinander in Konflikt geraten oder*

zueinander in Konkurrenz stehen - sich reiben und bei den Immigranten Spannungen erzeugen, Konflikte generieren, Probleme produzieren" (Hämmig 2000:74).

Laut der Kulturkonfliktthese werden den MigrantInnen aufgrund der Verschiedenheit ihres soziokulturellen Hintergrundes besonders große Probleme attestiert. Das Hin- und Hergerissen-Sein zwischen der „Kultur" des Heimatlandes, die meist als traditionell bezeichnet wird, und der „Kultur" des Aufnahmelandes kennzeichne die Identität der MigrantInnen.
In Bezug auf die zweite Generation spiele der Loyalitätskonflikt eine große Rolle. Die MigrantInnen müssen sich nach dem Kulturkonfliktkonzept stets mit unterschiedlichen widersprüchlichen „soziokulturellen" Erwartungen der Aufnahmegesellschaft und des Herkunftslandes auseinandersetzen. Für sie besteht der Zwang, beiden Erwartungen gerecht werden zu müssen und zwischen den beiden Sozialisationsfeldern (der Gesellschaft und der Familie) vermitteln zu können. Gelingt es ihnen nicht, kann dies einen Loyalitätskonflikt auslösen. Dieser wird häufig verinnerlicht und kann sich in einem Identitätskonflikt äußern (vgl. Hämmig 2000:75).

Sowohl die Kulturkonfliktthese als auch das von Park (1928) entwickelte Konzept des „Marginal-Man" gehen von einer krisenhaften Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung aus, welche sich durch das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen in der Migration ergibt. Die gesellschaftlichen und strukturellen Bedingungen der MigrantInnen werden dabei nicht berücksichtigt (vgl. Hämming 2000:66).

Auch gibt es einige Studien zur innerfamiliären Situation, die laut den AutorInnen geprägt ist von Spannungen und Konflikten zwischen Kindern und Eltern. Demnach komme es zu Problemen innerhalb der Familie, da sie sich in einer Übergangsphase zwischen „Tradition und Moderne" befände. Viehböck und Bratic behaupten, dass die Kinder mit „konservativen" Standpunkten der Eltern konfrontiert sind und sich deshalb in permanenter Auseinandersetzung mit dem Wertesystem der Gesellschaft befinden. Außerdem gäbe es laut den AutorInnen eine *„emotionale Barriere zwischen Kindern und Eltern"* (Viehböck/Bratic 1994:93), die auf fehlende Kommunikation über Gefühle zurückzuführen sei. Die Eltern seien auch aufgrund mangelnder Vorbildfunktion nicht mehr imstande den

Kindern eine angemessene Identitätsgrundlage zu geben und somit müssten die Kinder *„zwischen zwei Weltbildern wählen“* (Viehböck/Bratic 1994:95).

Sicherlich sind einige der auftretenden Probleme migrationsbedingt. Aber es ist davor zu warnen, vorschnell allein auf die Kulturkonfliktthese zurück zu greifen und alle Verhaltensweisen der MigrantInnen, besonders der Jugendlichen, damit zu begründen, dass ihr Verhalten „kulturbedingt“ sei. Dadurch würde die Verantwortung für die Migrationssituation allein beim Migrantenkind und der Familie gesucht, was wiederum ein zu kurz greifender Erklärungsansatz ist.

Wie gesagt, es handelt sich bei diesen Argumentationsmustern um Annahmen über mögliche Sozialisations- und Identitätskonflikte der Jugendlichen. Es lässt sich vorerst sagen, dass einige recht nützliche Einsichten formuliert wurden, um eventuelle Wechselspiele zwischen sozialer Umwelt und den Jugendlichen erfassen zu können.

Mit der Zeit wurde die Kulturkonfliktthese zunehmend kritisch betrachtet. Auch wenn es sich zwar vorwiegend um sozialpsychologische Ansätze handelt, wurde kritisiert, dass die Verknüpfung mit sozio-ökonomischen Strukturen, in welche die Jugendlichen eingebettet sind, fehlt. Ist die Rede von einem Kulturkonflikt, geht der/die Autor/in von einem statischen, homogenen, nach außen abgeschlossenen Kulturbegriff aus. Kulturen werden als starre Systeme dargestellt, deren Aufeinandertreffen nicht etwa gemeinsame Aspekte aufscheinen lässt, sondern viel mehr Differenzen offenkundig werden lässt. Diese Vereinfachung ist in der Migrationsforschung und in der Kultur- und Sozialanthropologie weitgehend verbannt worden. Mittlerweile ist klar, dass Kultur eine viel komplexere Angelegenheit ist, wie dies manche AutorInnen darzustellen versuchen.

Frühere Studien waren also gekennzeichnet durch angenommene Identitätskrisen und Probleme der zweiten Generation. Sie sei „zwischen zwei Stühlen“ und permanent auf der Suche nach einem Zuhause, das sie weder hier noch dort hätten. In späteren Studien wurden auch sozialstrukturelle Aspekte zur Erklärung der Situation der Kinder der MigrantInnen herangezogen. Darum rückten Themen wie die schwierige Arbeitsmarktsituation, der sozioökonomische Status, Sprachfertigkeiten, Sozialisation der zweiten, dritten und vierten Generation sowie soziale, ökonomische, kulturelle und politische Integration ins Zentrum der Forschungen. Annahmen über Kultur, Identität, Zugehörigkeiten und Raum wurden

zunehmend kritisiert und der Fokus wurde vielmehr auf die Komplexität und Vielfalt sozialer Realitäten von MigrantInnen gelegt.

3.2. Paradigmenwechsel: von der Defizitperspektive zur Kompetenzperspektive

In den letzten Jahren sind vor allem in Deutschland vermehrt Studien veröffentlicht worden, die nicht mehr überwiegend defizit- und konfliktorientiert waren. Den AutorInnen geht es unter anderem darum aufzuzeigen, dass das Aufwachsen in verschiedenen kulturellen Kontexten nicht unbedingt zu Kulturkonflikten und Identitäts- und Integrationsproblemen junger Menschen führt. Vielmehr versuchen sie zu beweisen, dass das Leben in mehreren kulturellen Kontexten ein sogenanntes „Drittes", etwas Neues entstehen lässt. Man kann von einem Paradigmenwechsel in der deutschen Migrations- und Integrationsforschung sprechen (vgl. Griese, Schulte, Sievers 2007:14).

„Third Culture Kids – The Experience of Growing Up Among Worlds" ist eine der ersten Studien zum Thema „Drittkultur", die 1999 von David E. Pollock, Ruth van Reken und Georg Pflüger veröffentlicht wurde. Der Begriff „Third Culture Kids" (TCKs) wurde erstmals um 1960 von den SozialwissenschaftlerInnen John und Ruth Hill Useem verwendet. Gemeint war damit, dass die Heranwachsenden, deren Eltern Migrationserfahrung hinter sich haben, sich nicht für die Heimatkultur der Eltern oder für die Gastkultur entscheiden. Vielmehr entsteht für ein „Third Culture Kid" an dieser Stelle eine Art „Kultur zwischen den Kulturen" oder eine sogenannte Drittkultur.

Auch Oliver Hämming hat sich in seinem Buch *„Zwischen den Kulturen. Spannungen, Konflikte und ihre Bewältigung bei der zweiten Ausländergeneration"* (2000) kritisch mit den Begriffen Migration, Integration und Bikulturalität auseinandergesetzt. Für ihn seien Studien über „aktive-offensivere Lebensentwürfe" oder über „potentielle Chancen einer sogenannten „Bikulturalität" wichtiger als die negativen Pauschalisierungen.

Boos-Nünning und Karakasoglu richteten in ihrem Band *„Viele Welten leben"* (2005) ihr Interesse auf die Verschiedenartigkeit und auf die „Ressourcen junger Migrantinnen", indem

sie die „Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit griechischem, italienischem, türkischem und Aussiedlerhintergrund“ untersucht haben. Ebenso Griese/Schulte/Sievers heben in ihrem Band *„Wir denken deutsch und fühlen türkisch“* (2007) die „sozio-kulturellen Kompetenzen von Studierenden mit Migrationshintergrund Türkei“ hervor.

Die Erziehungswissenschaftlerin Christine Riegel (*„Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen“;* 2004) konnte kein polares Denkschema Deutschland vs. Herkunftsland beobachten. Vielmehr konnten empirisch „Sowohl-als-auch“ oder „Weder-noch“- Identitäten festgestellt werden (Riegel 2004:339). Riegel verweist auf Konzepte wie das der *„hybriden Identität“* und *„Mehrfachzugehörigkeiten“* (Riegel 2004:323;) und stellt abschließend fest, dass junge Migrantinnen ein Leben lang aufgrund der Herkunft ihrer Eltern um Zugehörigkeit und Anerkennung kämpfen müssen. Sie sehen sich jedoch nicht in einer Opferrolle als arm und benachteiligt, sondern interpretieren ihren Migrationshintergrund als Chance in Bezug auf ihre Lebensplanung (vgl. Riegel 2004:347). Ihr Konzept des *„Kampfes um Zugehörigkeit“* zeigt im Unterschied zur „Integration“, welche auf gesellschaftliche Anforderungen an die jugendlichen MigrantInnen hinweise, *„die subjektiven Handlungsstrategien und Leistungen auf, über die sich der Prozess der Vergesellschaftung unter aktiver Mitgestaltung der jugendlichen MigrantInnen vollzieht“* (Riegel/Geisen 2007:42).

Gemeinsam mit Thomas Geisen hat Christine Riegel im Jahre 2007 den Sammelband *„Jugend, Zugehörigkeit und Migration“* herausgegeben. Die AutorInnen beschäftigen sich in den verschiedenen Beiträgen mit subjektiven Selbstverortungen in sozialen und kulturellen Räumen und plädieren auf die Pluralisierung der Lebenswelten von MigrantInnen und deren Nachkommen und den damit einhergehenden Individualisierungsprozessen. Die Herausgeber meinen: *„Zugehörigkeitsarbeit, kulturelle Neupositionierungen und soziale Mobilität als „neue“ Konzepte zur Analyse jugendlicher MigrantInnen lassen sich in ihren Potentialen und Grenzen nur dann bestimmen, wenn „Kultur und Struktur“ in ihrer gegenseitigen Bezogenheit berücksichtigt werden“* (Riegel/Geisen 2007:54).

Hilde Weiss stellt in ihrem Band *„Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation“* (2007) die Ergebnisse eines zweijährigen Forschungsprojektes zur sozialen Integration der zweiten Ausländergeneration in Wien dar. In den einzelnen Kapiteln werden die Lebensverhältnisse und die heterogenen Realitäten

Jugendlicher verschiedener Herkunftsländer und -kulturen (Türkei, Ex-Jugoslawien, Osteuropa, außereuropäische Länder) dargestellt, aber auch aktuelle Theorien und Konzepte diskutiert. Wichtige Themen sind unter anderem Positionen in Bildung und Beruf, sozialer Auf- oder Abstieg im Generationenvergleich, Freundschaftsbeziehungen und Milieus, Werte, ethnische Orientierungen und religiöse Bindung, Zugehörigkeitsgefühle und soziale Identitäten. Die Ergebnisse machen deutlich, dass es die Polarität, entweder Leben in der ethnischen Enklave oder Assimilation, nicht gibt.

Sehr anschaulich ist auch die Studie von Bozkurt Esin *„Conceptualising Home. The Question of Belonging among Turkish Families in Germany“* (2009). Anhand Interviews mit sechs türkischen Familien in Deutschland befragte sie in jeweils drei Generationen je ein männliches und ein weibliches Familienmitglied über ihre Vorstellungen von „Heimat“. Die Autorin versucht in diesem Buch den Aspekt der Familie mit einem intergenerationalen Zugang zu verbinden. Die Befragten schildern, wo sie sich ethnisch, kulturell, religiös und national zugehörig fühlen. Es geht ihr dabei um deren sozio-ökonomischen Positionen, kulturelle Einflüsse, strukturelle Möglichkeiten und Begrenzungen, Motivationen, Wünsche und Zugehörigkeiten. Sie kommt zum Schluss, dass die individuellen Migrationserfahrungen und Lebensumstände zu vielfältigen Formen der Selbstverortung führen. Einmal mehr wird hier deutlich, wie eng Integration, Identifikation und Anerkennung miteinander verknüpft sind.

4. Theoretische Schlüsselkonzepte

Die Familie spielt nicht nur im Migrationsprozess eine große Rolle, sondern auch bei der Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft. Das Verständnis von Integration ist sehr vielseitig und deshalb so missverständlich, weil die Frage im Raum steht, wie groß das Ausmaß der Eingliederung zu sein hat. In der vorliegenden Arbeit wird bewusst auf Begriffsarbeit verzichtet. Ich möchte aber das Integrationsmodell des Migrationsforschers Hartmut Esser erläutern, da es den Analyserahmen für die Auswertung der empirischen Daten darstellen wird. Im Anschluss daran soll die Perspektive auf Integration erweitert werden, indem konstruktivistische Raum- und Kulturkonzepte vorgestellt werden.

4.1. Eingliederung im Generationenverlauf nach Hartmut Esser

Hartmut Esser definiert den Begriff Integration ganz allgemein als den *„Zusammenhalt von Teilen in einem „systemischen" Ganzen"* (Esser 2001:2). Er führt den Begriff Sozialintegration ein, welche *„die Integration der Akteure (bzw. der von ihnen gebildeten Gruppen) „in" das System"* (Esser 2001:4-5) meint. Esser unterscheidet beim Einbezug der AkteurInnen (MigranInnen) in das gesellschaftliche Geschehen vier verschiedene Formen und Dimensionen, zwischen denen kausale Beziehungen bestehen und die im gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen.

a) Die strukturelle Dimension („Platzierung")

Die erfolgreiche Besetzung von Positionen innerhalb der Gesellschaft stellt für Esser den Schlüssel für jede nachhaltige Sozialintegration dar und ist somit die wichtigste Dimension. Damit gemeint ist die Einbindung in den Wohnungsmarkt, in das Bildungssystem oder in den Arbeitsmarkt. Eine erfolgreiche Platzierung ist für Esser auch von gewissen „Entscheidungen" diverser AkteurInnen abhängig, wie beispielsweise von ArbeitgeberInnen, die sich für oder gegen ArbeitnehmerInnen entscheiden, oder von LehrerInnen, die den SchülerInnen eine weiterführende Schule empfehlen oder nicht etc. (vgl. Esser 2001:9-10).

b) Die kulturelle Dimension („Kulturation")

Damit meint Esser das Wissen und die Beherrschung (kultureller) Fertigkeiten der Aufnahmegesellschaft. Zentraler Bestandteil stellt für ihn hier die Beherrschung der Sprache dar. Die Kulturation ist ein Prozess des Lernens und von gewissen Gelegenheitsstrukturen abhängig (vgl. Esser 2001:9).

c) Die soziale Integration („Interaktion“)

Mit dieser Dimension meint Esser das Aufnehmen interethnischer Kontakte mit der Aufnahmegesellschaft. Diese sozialen Beziehungen können Nachbarschaftskontakte, Freundschaften, eheliche Beziehungen oder einfach Interaktionen aller Art sein. Diese Zusammentreffen sind wiederum von gewissen Bedingungen abhängig. Sind kulturelle Fertigkeiten wie die Beherrschung der Sprache gegeben oder wohnen die AkteurInnen in einer nicht ethnisch segmentierten Wohngegend, dann sind die Chancen zur Entwicklung interethnischer Kontakte größer. Dies wiederum kann dazu beitragen, dass die Positionierung in der beruflichen Welt leichter fällt etc. (vgl. Esser 2001:11).

d) Die identifikative Dimension („Identifikation“)

Die Identifikation der AkteurInnen meint eine gedankliche und emotionale Beziehung zwischen der/dem einzelnen AkteurIn und dem sozialen System als eine Einheit, mit dem er/sie sich identifizieren kann, also die mehr oder weniger große Unterstützung des Systems. Die zentralen Bedingungen hierfür sind eine erfolgreiche Platzierung und soziale Beziehungen im betreffenden sozialen System (vgl. Esser 2001:12-14).

Dem Modell von Esser liegen insofern handlungstheoretische Grundlagen zugrunde, wenn er meint, dass jeder Integrationsverlauf als Folge von Handlungen diverser AktuerInnen verstanden werden muss.

In Bezug auf die Eingliederung unterscheidet er folgende vier Typen der Sozialintegration von MigrantInnen (vgl. Esser 2001:18-19):

a) Mehrfachintegration: als Sozialintegration der AkteurInnen sowohl in Aufnahmegesellschaft und in die Herkunftsgesellschaft bzw. ethnische Gemeinde
b) Segmentation: die Sozialintegration in das eigene ethnische Milieu und der Ausschluss aus dem Milieu der Aufnahmegesellschaft
c) Assimilation: die ausschließliche Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft

d) Marginalität: der sozialintegrative Ausschluss aus allen Bereichen

Die Mehrfachintegration ist laut Esser für viele ArbeitsmigrantInnen nicht realistisch, da ihnen Gelegenheiten dazu fehlen und dies ein hohes Maß an *„Lern- und Interaktionsaktivitäten“* (Esser 2001:19) erfordert. Die Marginalität ist gerade für die erste Generation oft typisch und auch die Segmentation wird sehr häufig beobachtet. Da die Mehrfachintegration also sehr selten ist, die Marginalität jedoch das Fehlen jeder Sozialintegration bedeutet und die Segmentation nicht die Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft inkludiert, gibt es vom gesellschaftspolitischen Standpunkt her betrachtet nur eine mögliche Variante der Sozialintegration: die Assimilation (vgl. Esser 2001:19).

Assimilation wird bei Esser also als eigener Typus der Sozialintegration verstanden. Mit diesem missverständlichen Begriff meint er: *„(…) die Auflösung systematischer Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen und Kategorien, nicht aber um die Gleichheit der „Individuen“ in allen Belangen“* (Esser 2001:20). Da eine „Gleichheit“ aller AkteurInnen nicht möglich ist, kann es auch keine Angleichung an eine heterogene Gesellschaft, wie sie vorzufinden ist, geben. Gibt es also in der Gesellschaft systematische Ungleichheiten, so können „ethnische Schichtungen“ entstehen, wie dies bei ArbeitsmigrantInnen oft zu beobachten ist. Diese Gruppen, wie er meint, unterscheiden sich *„kulturell, in der Übernahme gewisser ökonomischer Funktionen und in ihrem Status systematisch von der übrigen Bevölkerung“* (Esser 2001:35). Diese „ethnischen Schichtungen“ vergleicht Esser mit Klassen und sie entstehen laut ihm durch freiwillige oder unfreiwillige Handlungen der AkteurInnen. Interagieren die Mitglieder dieser nicht mit der Aufnahmegesellschaft, so kann man laut Esser von einer „Binnenintegration“ sprechen, welche meist die Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft verhindert. Er meint also, dass MigrantInnen der „Kultur“ ihrer Herkunftsgesellschaft verhaftet bleiben können und das gerade für Folgegenerationen integrationshemmend sei. Auf die Zusammenhänge zwischen Familie und Integration wird in Kapitel 5.3. noch einmal genauer eingegangen.

Die Stärke seines Modells ist, dass es subjektorientiert aufgebaut ist. Der Verlauf der Integration hängt von individuellen Handlungen der MigrantInnen, die selber Entscheidungen treffen können und somit aktiv sein können, ab, und so werden diese als AktuerInnen aufgewertet. Der Nachteil ist, dass Esser von zwei voneinander abgrenzbaren,

in sich geschlossenen Kulturen ausgeht. Der Integrationsbegriff von Esser setzt voraus, dass ImmigrantInnen zwar ihre Herkunftskultur nicht aufgeben müssen, sich aber an die Aufnahmekultur anpassen müssen. Die ImigrantInnen werden als Träger ihrer jeweils nationalen Kultur gesehen. Er geht davon aus, dass Kultur ein in sich geschlossenes unveränderbares Konstrukt ist, das von einer Generation auf die nächste übertragen wird. Nach dem modernen Kulturverständnis stellt Kultur aber einen komplexen, lebendigen Prozess dar. Weltweite demographische und technologische Veränderungen, wachsende Migrationsbewegungen und ein dichtes Netz internationaler Verflechtungen politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art machen kulturelle Verflechtungen unausweichlich. Deshalb kann, wenn die Rede von Integration ist, dieses statische Kulturverständnis in der heutigen Zeit nicht mehr gelten.

Die generationenübergreifenden Phasenmodelle, an deren Ende die vollständige Integration in die Aufnahmegesellschaft steht und die Ablösung von der Herkunftsgesellschaft postulieren bzw. verlangen, gelten somit im Zeitalter der Globalisierung und der einhergehenden Mobilität von Waren, Kapital, Informationen und Menschen als überholt. Solche Integrationsmodelle entsprechen der nationalstaatlichen Containermodell nahegelegten Sichtweise, Wanderungen als Austritt aus einem nationalen Behälterraum und Eintritt in einen anderen Behälterraum zu verstehen (vgl. Mau 2007:43).

4.2. Konstruktivistische Raum- und Kulturkonzepte

Weg von kulturalistisch konzipierten Identitätsproblemen und Orientierungsschwierigkeiten wie sie in der älteren Literatur zu finden sind, wird nun der Blick auf konstruktivistische und postmoderne Theorien über Raum, Kultur, Zuschreibungen und Selbstverortungen gerichtet. Ludger Pries und seine Theorie der transnationalen sozialen Räume, sowie Vertreter der Cultural Studies und der Postmoderne, wie Stuart Hall („hybride Identitäten“), Arjun Appadurai („The work of imagination“) und Ayse Caglar liefern theoretische Schlüsselkonzepte, die für die Selbstverortung von jugendlichen MigrantInnen sehr spannend sind. Deshalb werden hier einige Konzepte besprochen.

4.2.1. Transnationale Räume

Eine erweiterte Perspektive auf MigrantInnen bzw. auf die Migrationsforschung wurde mit dem Konzept der „Transmigration“ in ein umfassendes Paradigma gegossen. Dabei geht es darum, dass Migration nicht nur als Prozess der Übersiedlung von einem Herkunftsland in ein Zielland zu begreifen ist, sondern darum, dass es von Seiten der MigrantInnen zur Etablierung dauerhafter grenzüberschreitender Beziehungen und Aktivitäten kommen kann, die zur Herausbildung eines „transnationalen Raums“ beitragen, welcher sich zwischen verschiedenen Wohnorten und geographischen Räumen aufspannt. Diese grenzüberschreitenden Prozesse von (Trans-)MigrantInnen tragen zur Etablierung von neuen sozialen und kulturellen Räumen bei. MigrantInnen streben: *„weder ausschließlich nach Assimilation noch nach sozialer und kultureller Grenzziehung, sondern leben soziale Beziehungen über nationale Grenzen hinweg, wodurch sie mindestens zwei Gesellschaften in ein soziales Feld zusammenführen“* (Strasser 2009:74). Zuwanderung wird also nicht mehr nur als unidirektionale Raumbewegung betrachtet.

Pries (2001) umschreibt den Migrationstypus „Transmigration“ damit, dass Menschen sich plurilokal verorten, d.h. sich gleichzeitig zwei oder mehreren nationalen Kontexten zugehörig fühlen. Dementsprechend versteht man ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit nicht mehr im Sinne von „entweder-oder“, sondern vielmehr im Sinne von „sowohl-als-auch“. Pries wertet damit die AkteurInnen und deren Macht in der Definition ihrer Lebenssituation auf, indem er behauptet, dass jedes Individuum die Möglichkeit hat, sich eigene soziale Räume zu konstruieren. Durch soziale Praktiken, Symbolsysteme und die materielle Kultur entstehen also transnationale soziale Räume, die auf den Gegebenheiten der Herkunfts- und denen der Ankunftsregion aufbauen (vgl. Pries 2001:51).

Aus grenzüberschreitenden sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Verbindungen von Menschen resultieren also Netzwerke und „transnationale Räume“. Dies ist kein neues Phänomen in der Geschichte. Typisch für heute sind aber die Intensität und die Formen der Austauschprozesse sowie die Vielfältigkeit von Tätigkeiten, die in transnationalen Räumen stattfinden. Die neuen Kommunikations- und Transporttechnologien ermöglichen billige und schnelle Kommunikationsformen über große

Distanzen hinweg sowie die rasche und billige Überwindung großer Entfernungen (vgl. Schiller/Basch/Szanton Blanc 1995).

Eine besondere Art transnationaler Netzwerke sind familiäre Beziehungen. Der Begriff der Familie war über lange Zeit mit der Bindung an eine Örtlichkeit verknüpft. Mit dem Übergang zur Moderne konnte man gleichzeitig einen Übergang von einem monolokalen zu einem plurilokalen Familienmodell beobachten. Das heißt, die Familie verlor einerseits den Ort und andererseits wurden Verwandtschaftsbeziehungen über größere räumliche Distanzen aufgespannt. Trotz wachsender räumlicher Distanz scheinen Familiennetzwerke in der Lage, soziale Bindungen einer bestimmten Qualität herzustellen. Transnationale Familien sind also fähig, mit Distanzen umzugehen, ohne dass es zu einer Schwächung der Bindung kommt. Fernandez de la Hoz verwendet den Begriff „transnationale Familien" für jene, die nicht vorläufig, sondern zumindest mittelfristig – d.h. für einige Jahre – ihr Leben zwischen verschiedenen geografischen Räumen organisieren, sei es, weil die ganze Familiengruppe regelmäßig den Ort wechselt, sei es, weil Familienmitglieder auf Dauer oder eine bestimmte Zeitperiode getrennt von ihren Angehörigen leben. Dabei ist der offene Charakter dieser Familienprojekte ausschlaggebend (vgl. Fernandez de la Hoz 2005:10).

Sehr oft sind die Familien über Telefon und/oder Internet in Kontakt und tauschen Informationen aus bzw. betreiben Geschäfte zwischen ihrem Herkunfts- und dem Aufnahmeland. In der Forschungsrichtung der „Transmigration" wurde der Fokus zumeist auf die erste Generation gelegt und wie diese transnationale soziale Räume kreiert. Die Kinder der ersten Generation pendeln zwar nicht ständig hin und her zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland, doch muss nicht unbedingt der Körper einen transnationalen Raum markieren. Auch Symbole und Praktiken können über nationalstaatliche Grenzen einen sozialen Raum gestalten. Viele dieser Kinder sind zwar in Europa aufgewachsen und sozialisiert, aber ihre Familiennetzwerke sind häufig transnational. Sie engagieren sich genauso wie ihre Eltern in transnationalen Praktiken wie regelmäßigen Besuchsreisen zu Verwandten im Herkunftsland der Eltern. Es werden wichtige Feste zusammen gefeiert und es gibt innerfamiliale Netzwerke der wechselseitigen materiellen, sozialen und emotionalen Unterstützung. Diese Verdoppelung der Herkunftsbezüge kann zur Ressource werden, da durch diese kulturelle und kognitive Kompetenzen für zwei oder mehrere Gesellschaften aufgebaut werden (vgl. Mau 2007:112-118).

4.2.2. Hybride Kulturen

Die Bewegungen von Menschen, Technologien, Informationen und Imaginationen brachten neue Konzepte von Nation, Raum, Kultur und Ethnizität hervor. Um die Zusammenhänge verstehen zu können, wird vorerst der Blick auf das Konzept der Nation gerichtet, welches lange Zeit dem Ideal einer homogenen Kultur verhaftet war. Benedict Anderson kritisierte in seinem Werk „Imagined Communities" (1983) diesen Ansatz und meint, eine Nation sei *„eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän"* (Anderson 2005:15). Sie sei begrenzt durch territoriale Grenzziehung und zu groß, um direkte Kontakte zwischen allen Angehörigen dieser Gemeinschaft pflegen zu können. Dadurch kann es nur eine erfundene Gemeinschaft sein (Anderson 2005: 20).

Von MigrantInnen wird gefordert, dass sie sich an die Kultur des Aufnahmelandes anpassen müssen. Die Frage stellt sich nur, an welche Kultur genau sie sich anpassen sollen. Nach dem modernen dynamischen Kulturverständnis wird deutlich, dass Kultur ein komplexes Mehrebenensystem darstellt. Die Einteilung der Kultur nach ihren unterschiedlichen Ebenen in Hochkultur, Lebenskultur, Trivialkultur usw. ist ein deutliches Beispiel. Kultur ist damit nicht etwas, was endgültig festgelegt ist und Ewigkeitsgeltung in sich trägt. Kultur stellt einen lebendigen Prozess dar. Da AnthropologInnen früher davon ausgingen, dass Kulturen an Orte gebunden sind, wurde übersehen, dass es bereits damals schon einen Austausch und somit „hybride" Formen gab. Diese kulturellen Verflechtungen rückten in der Forschungsrichtung der Cultural Studies (England) in den 1960er Jahren zunehmend in den Mittelpunkt. Menschen werden hier nicht als Träger ihrer jeweils „nationalen Kultur" gesehen, sondern das Interesse an der Alltagskultur und die einhergehende Aufwertung des Subjekts gewinnen an Bedeutung. Diese Erscheinungen werden auf den Zusammenhang mit sozialstrukturellen Merkmalen hin untersucht.

Einer der wichtigsten Vertreter der Cultural Studies ist der in Jamaica geborene Sozial- und Kulturwissenschaftler Stuart Hall. Für ihn sind es *„aktive Praktiken, die kulturelle Bedeutungen erzeugen"* (Interview Stuart Hall 1996). Obwohl zu früheren Zeiten lokale Kulturen abgeschlossener waren, hat es für ihn niemals wirklich homogene kulturelle Eigenheiten gegeben. Deshalb sind Kulturen für ihn hybrid. Zum Begriff „Hybride Identitäten" meint er, dass diese nicht ganz frei gewählt werden und kombiniert werden

können, sondern immer von Strukturen mit eingeschränkt werden. *„Kultur ist daher eine Konfiguration von Einschränkungen – nicht von fixierten Grenzen, sondern von Artikulationen, ohne die wir nicht sprechen oder bestimmte Arten von Musik produzieren könnten. (…) Man muss hier immer die Schwellen, Grenzen und Machtgeometrien zwischen den unterschiedlichen Bedeutungsmengen mitbedenken“* (Interview Stuart Hall 1996). In einer so heterogenen Gesellschaft ist es so gesehen unmöglich, den Staat als eine Gesellschaft mit einer Kultur anzusehen.

4.2.3. Imaginationen

Arjun Appadurai kritisiert – aufbauend auf dem Konzept von Benedict Anderson („immagined communities“) - die "künstlich konstruierten lokalisierten Einheiten" und behauptet, dass sich (nationale) Grenzen zunehmend auflösen. Auch er äußert sich gegen eine Festschreibung von Kulturen an bestimmten Orten und meint: „This is a world of flows“.

„The work of the imagination“ (Appadurai 2000:3) stellt für ihn einen sozialen Prozess dar, der das grundlegende Merkmal moderner Subjektivität ist. Diese Imaginationen führt er auf die elektronischen Medien zurück, welche dem Menschen eine unvorstellbar große Zahl „möglicher Leben“ bieten (vgl. Appadurai 2000:3). Die Eltern eines Jugendlichen mit türkischem Hintergrund stellen sich beispielsweise vor, wie ihr Sohn Medizin studiert und in Zukunft viel Geld verdienen wird. Dabei wägen die Eltern zwischen den vorgefundenen Rahmenbedingungen in Österreich und dem Imaginierten ab und so entstehen kreative Momente des Tun und des Schaffens in der Gegenwart. Im Unterschied zum Begriff der Phantasie, den er strikt von jenem der Imagination trennt, ist Imagination immer eine Aktion und gilt als Motor für die Gestaltung des eigenen Lebens. *„The imagination, especially when collective, can become the fuel for action“* (Appadurai 2000:7).

Die Rückkehrorientierung, wie sie im Leben türkischer ArbeitsmigrantInnen sehr oft eine Rolle spielt, könnte mit diesem Konzept der Imagination sehr gut erklärt werden. Die Rückkehr in die Türkei wird oft rausgeschoben, aber der Gedanke hält sich. Dieses Konzept dient dazu, das Selbstbild der türkischen ArbeitsmigrantInnen zu stützen. Die Rückkehrorientierung wird als Reaktion auf das Erleben sozialer Marginalität und fehlender

Zukunftssicherheit im Aufnahmeland und im Herkunftsland verstanden. Der Rückkehrdiskurs ist als „Muster in der türkischen Alltagskommunikation“ vorhanden. Zum Beispiel der Urlaub („izin“) kann Raum und Zeit indizieren. Das Jahr wird eingeteilt in „vor dem Urlaub“ und „nach dem Urlaub“. In dieser Rhetorik wird der Beweis der Zugehörigkeit eingefordert und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit hergestellt. Diese Verankerung in der Vergangenheit und in der Zukunft schafft also Zugehörigkeit in der Gegenwart. Dieser Raum, indem auch die Türkei integriert ist, ist das Ergebnis kultureller Kreativität und ist Teil einer Strategie (vgl. Wolbert 1995:25-30).

Caglar setzt sich in Text *„Mediascapes, advertisement industries and cosmopolitan transformations: Turkish immigrants in Europe“* (2002) mit der Frage auseinander, wie neue Kommunikationsmittel (Medien) zur Etablierung neuer transnationaler Räume für türkische ImmigrantInnen in Deutschland beitragen können. Sie meint, durch grenzüberschreitende Prozesse und Beziehungen, aufgrund moderner Kommunikationsmittel und internationalen Handel, lösen sich nationale Grenzen zunehmend auf, aber „das Lokale“, welches für sie urbane Räume darstellen, behält trotzdem seine Bedeutung. Durch türkeiorientierte (transnationale) Medien entstehen neue Formen von Zugehörigkeiten und Mitgliedschaften, die aber nicht an einen Nationalstaat, sondern an „urban spaces“ gebunden sind. Sie tragen zur Etablierung eines neuen Raumes bei und transnationale Imaginationen entstehen. Die alltäglichen Erfahrungen werden nicht entterritorialisiert, sondern neu verortet.

Sprache spielt für sie eine zentrale Rolle. Sie meint, dass türkischsprachige Medien dazu führen, dass die ImmigrantInnen eine neue Sprache entstehen lassen: *„a kind of creolized, for that matter an „impure“ Turkish“*. Dies destabilisiert die Grenzen eines Nationalstaates, Konzepte der Inklusion und Exklusion verlieren an Bedeutung, aber es lässt neue Zugehörigkeiten entstehen. Sprache trägt so zu einer Konstruktion von *„imagined communities“* bei.

Die Vorstellung einer „national community“ ist also im Wandel begriffen und kann dadurch überwunden werden, indem der Weg zu kosmopolitischen Sichtweisen geebnet wird (vgl. Caglar 2002:24-26).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich durch die Überlappung von Globalem und Lokalem neue kulturelle Formen (hybride Kulturen, transnationale Räume und Kulturen)

entwickelten. *„Bei diesen transnationalen Kulturen ist zwar eine Betonung und Verbindung zum Lokalen und Regionalen festzustellen, sie zeichnen sich aber gleichzeitig durch eine grenzüberschreitende Orientierung aus. Diese Neubestimmung des lokalen Raums setzt nicht mehr an dem Phänomen des Traditionellen und Homogenen an, sondern an Vielfalt und Heterogenität. Diesbezüglich gewinnt der lokale Raum insbesondere für Jugendliche mit Migrationshintergrund und für Menschen mit nicht klar einzuordnenden ethnisch-nationalen Zugehörigkeiten an Bedeutung“* (Riegel/Geisen 2007:11).

Diese Sichtweisen auf Raum, Kultur und Integration werten die Macht des Subjekts auf und deshalb sind sie in dieser Arbeit wichtig. In Anbetracht der Tatsache, dass Esser die Assimilation als Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft als einzige Möglichkeit der Integration in Betracht zieht, wurde durch diese konstruktivistischen Sichtweisen darauf hingewiesen, dass das nicht alles sein kann. Kultur ist ein dynamischer Prozess und nicht mit bestimmten Territorien verbunden. Durch die Globalisierung kommt es zu einer Vervielfältigung von Vorstellungen und kulturellen Aspekten. Diese Konzepte reflektieren Mobilität und Überschneidungen mit und deuten auf die Komplexität sozialer Lebensrealitäten hin.

5. Die Rolle der Familie im Migrations- und Integrationsprozess

5.1. Das Familiensystem in der Türkei

Zunächst festzuhalten sei, dass es *die* türkische Familie weder in der Türkei noch in Österreich, das heißt in der Migration, gibt, und zwar genauso wenig wie es *die* österreichische Familie gibt. Je nachdem wie die Familienzusammensetzung aussieht, ob die Familie auf dem Land oder in der Stadt lebt, welcher Schicht sie angehört, wie fortschrittlich die wirtschaftliche Entwicklung in der Herkunftsregion ist etc., entwickeln die Familienmitglieder unterschiedliche Strukturen und Strategien, für deren Verständnis alle Bereiche betrachtet werden müssen. Trotz dieser Differenzierungen gibt es dennoch gewisse Strukturen in der Familie, denen es in diesem Kapitel gilt, einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen. Das Beschreiben des „türkischen Familienmodells“ auf den folgenden Seiten sind Ergebnisse und Darstellungen von AutorInnen, die in der ländlichen Türkei der 1960er Jahre forschten. Ich bin mir bewusst, dass das folgende Kapitel einer kulturalistischen Betrachtung unterliegt. Die AutorInnen stellen teilweise traditionelle und moderne Verhaltensmuster gegenüber, was in dieser Arbeit prinzipiell abgelehnt wird. Ich gehe davon aus, dass verschiedene Familientypen nebeneinander existieren können. Trotz dieser fraglichen Interpretationsschemata haben die AutorInnen sehr nützliche familienthematischen Einsichten formuliert, welche zum Verständnis für den weiteren Teil der Arbeit beitragen.

Eine wichtige Arbeit in dieser Hinsicht ist die von Johannes Pflegerl im Jahr 1996 veröffentlichte Pilotstudie *„Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern“*, welche sich mit dem Fortbestehen traditioneller Strukturen in Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei befasst. In dieser Studie geht Pflegerl davon aus, dass Europa hinsichtlich des Heiratsverhaltens und der Haushaltsformierung in vorindustrieller Zeit vermutlich zweigeteilt war. Er vergleicht Familienstrukturen und familiäre Lebensformen westeuropäischer Gesellschaften mit jenen aus dem südosteuropäischen Raum und erkennt aus historischer Perspektive einige strukturelle Unterschiede. So behauptet er, dass einerseits Ehepaare in Nord- und Westeuropa ein durchschnittlich höheres Alter bei der ersten Heirat aufwiesen als Ehepaare in

Südosteuropa. Zweitens lässt sich ein weiterer Unterschied an der Form des Zusammenlebens erkennen. Wohnten in West- und Nordeuropa die Kernfamilien in Einzelhaushalten, lebten Familien in Südosteuropa vorwiegend in komplexen Gemeinschaftshaushalten. Pflegerl betont jedoch die jeweilige Vielschichtigkeit bei den Familienkonstellationen. Trotz ähnlicher Grundstrukturen kann man also nicht von einem einheitlichen osteuropäischen Familiensystem sprechen (vgl. Pflegerl 1996a:12-13).

In der Zeit der osmanischen Herrschaft war vor allem in ländlichen Regionen die streng patriarchalisch strukturierte Großfamilie die meistverbreitete Familienform. Mitglieder der Familie waren meist der Haushaltsvorstand, eine oder mehrere Frauen, die verheirateten Söhne mit ihren Frauen und Kindern, sowie die noch ledigen Töchter (vgl. Pflegerl 1996a:21). Es ist wichtig zu betonen, dass dieses Familienmodell weder an die „türkische Kultur“ noch an eine bestimmte Religion gebunden war. Auch christliche Familien in Serbien waren zur Zeit der osmanischen Herrschaft in dieser oder ähnlicher Art und Weise organisiert.

Der Gründer der türkischen Republik, Kemal Atatürk, strebte im Zuge seiner Reformpolitik eine Veränderung der traditionellen Familienverfassung an. Im Bereich der Rechtssprechung wurde das Zivilgesetz eingeführt, welches die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter festschrieb und die Polygamie gesetzlich verbot. Angestrebt wurde eine Angleichung der Städte und ländlichen Regionen. In den Städten hatte der Modernisierungsprozess nämlich schon eingesetzt (Pflegerl 1996a:22).

Durch eine zunehmende Verschärfung des ökonomischen Gefälles zwischen Stadt und Land war eine zunehmende Binnenmigration von den Dorfregionen in die Städte der Türkei die Folge. Dadurch veränderte sich gleichzeitig die großfamiliäre Lebensweise hin zur Bildung von Kleinfamilienstrukturen, vor allem in den Städten. In dieser Zeit wandelten sich prinzipiell die Familienstrukturen in der Türkei (vgl. Pflegerl 1996a:24). Insgesamt ergibt sich also ein sehr heterogenes Bild für Formen von Familie in der heutigen Türkei.

„Traditionelle Norm- und Wertorientierungen spielen je nach Herkunft und Schichtzugehörigkeit eine unterschiedliche Rolle. (…) Während in ländlichen Unterschichtfamilien traditionelle Familienformen weiterbestehen und religiöse Werte nach wie vor von Bedeutung sind, spielen traditionelle Normen etwa für städtische Oberschichtfamilien und Familien mit hohem Bildungsniveau kaum mehr eine Rolle“ (Pflegerl

1996a:24). Pflegerl weist in seiner Studie aber auch auf die Tatsache hin, dass es zwar zu einer verstärkten Auflösung der patriarchalen Familienhaushalte kam, doch traditionelle Verhaltensmuster dadurch nicht unbedingt aufgelöst wurden (vgl. Pflegerl 1996a:24-25).

„Dadurch, dass die patriarchale Großfamilie als Ideal galt und gilt, ergaben und ergeben sich Formen von Kooperationen zwischen einzelnen Haushalten, die als „funktionale Großfamilie" gesehen werden [..]. Der ideale wie auch der funktionale Typus setzten sich zwischen verwandten Haushalten in der Stadt fort bzw. auch zwischen Stadt-Landhaushalten und in der Migration" (Six-Hohenbalken 2001:17).

Mit Kooperation zwischen den einzelnen Haushalten (Großfamilie stellte Wirtschaftseinheit dar) spricht Six-Hohenbalken die gemeinsame Haushaltsführung an, welche trotz räumlicher Separierung aufrecht erhalten wird. Die Autorin meint, wenn man die Haushaltsführung analysieren will, müssen wirtschaftliche Überlegungen (Reichtum/Armut der Familie, der Region, Stadt-Land-Haushalt usw.) berücksichtigt werden (vgl. Six-Hohenbalken 2001:17-20).

Six-Hohenbalken hält fest, dass diese Familienform Schutz bietet und Ansehen verschafft, doch dass auch diese Formen in der Türkei aufgrund großer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Veränderungen einem enormen Wandel unterworfen sind. Dieser Familientypus hat sich dadurch nahezu „aufgelöst" und Kernfamilien sind entstanden, welche aber nicht mit den westlichen Kernfamilien vergleichbar sind. Nach wie vor sind wirtschaftliche und soziale Verflechtungen mit väterlichen, brüderlichen bzw. verwandtschaftlichen Haushalten von großer Bedeutung (vgl. Six-Hohenbalken 2001:17).

Pflegerl misst dem Gruppenbewusstsein in „türkischen Familien" einen großen Stellenwert bei. Dadurch wird das Individuum hauptsächlich über die Gruppe definiert. Obwohl heute selten die gesamte Verwandtschaftsgruppe in einem Haushalt lebt, scheint eine starke Familienidentität vielfach weiter zu existieren (vgl. Pflegerl 1996b:29). Das bedeutet, dass das Selbst, die eigene Person, hinter die Interessen und Ziele der Gemeinschaft tritt.

Auch der Ethnologe Werner Schiffauer äußert zu diesem Thema: *„Den Menschen nicht individuell, sondern gesellschaftlich zu sehen, ist ein wesentliches Element des traditionalen, situationsbezogenen Denkens"* (Schiffauer 1983:107).

Im Folgenden werden drei relevante Begriffe erklärt, die für ein Verständnis von „türkischen Familienstrukturen“ sehr hilfreich sein können. Dennoch sollen diese Konzepte vorsichtig und kritisch interpretiert werden, da sie statisch erscheinen und damit kulturalistisch und plakativ sind. Vor allem der Begriff der Ehre ist aufgrund gesellschaftspolitischer Debatten mit großer Sorgfalt zu betrachten. Im empirischen Teil meiner Arbeit möchte ich untersuchen, inwieweit diese Konzepte in der Migrationssituation bzw. in der österreichischen Gesellschaft bestehen bleiben und/oder Transformationen erleben.

EHRE („NAMUS“)

Schiffauer definiert den Ehrbegriff folgendermaßen:

„Dem Wert der Ehre (namus) unterliegt die Vorstellung einer klaren Grenze, die das „Innen“, den Bereich der Familie, vom „Außen“, der – männlichen – Öffentlichkeit des Dorfes oder der Stadt, scheidet. Die Ehre des Mannes ist beschmutzt, wenn diese Grenze überschritten wird, wenn jemand von außen einen Angehörigen der Familie, womöglich eine der Frauen, belästigt oder angreift. Als „ehrlos“ (namussuz) gilt der Mann, der dann nicht bedingungslos und entschieden den Angehörigen verteidigt“ (Schiffauer 1983:65).

Eng verknüpft mit dem Begriff der Ehre ist die Vorstellung von Innen- und Außenbereichen, wodurch das Verhältnis des Haushalts zur Gesellschaft bestimmt ist. Die Beziehungen im Bereich des Hauses und der Familie dauern ein Leben lang und zeichnen sich durch Autorität und Solidarität aus. Im nicht-familiären Bereich sind die Beziehungen ständig im Fluss und haben deshalb eine wesentlich geringere Bedeutung. Den Familienmitgliedern ist man in hohem Maße verpflichtet, nach außen nehmen die Verpflichtungen allmählich ab (vgl. Six-Hohenbalken 2001:30). Der Ehrbegriff regelt auch die Mann-Frau-Beziehung. Die Ehre wird durch die Keuschheit der Frau definiert. Bleibt die Frau nicht keusch, gilt sie als beschmutzt und somit ist sowohl ihre Ehre als auch die Ehre des Mannes und der Familie „befleckt“. Die Aufgabe des Mannes ist es, seine Frau und seine Familie zu beschützen. Aus diesem Grund hat die Jungfräulichkeit in der türkischen Gesellschaft einen so hohen Stellenwert.

Die Ehre der Familie ist außerdem auch verletzt, wenn ein Familienmitglied beleidigt wird oder auch wenn sich eines der Mitglieder unehrenhaft verhält. Das bedeutet, dass jede Person für die Ehre der gesamten Familie mitverantwortlich ist (vgl. Pflegerl 1996a:37).

ACHTUNG/RESPEKT („SAYGI")

„Saygi" regelt die Autoritätsbeziehungen, also die Beziehungen zwischen den Personen bezüglich ihres Alters. Diese „Regelungen" bestehen also auch zwischen Geschwistern, und nicht nur zwischen Generationen.

„Die Anerkennung der Autorität wird im Begriff der Achtung (sagyi) gedacht: der Sohn schuldet dem Vater, die Frau dem Mann, der jüngere Bruder dem älteren Achtung. Sie kann ganz unterschiedlich bekundet werden (…)" (Schiffauer 1983:67).

Es gibt also differenzierte Regeln, mit denen Jüngere ihre Achtung gegenüber Älteren ausdrücken sollen, wie beispielsweise in Anwesenheit des Vaters nicht zu rauchen bzw. keinen Alkohol zu trinken, nicht zu tanzen, den Älteren nicht zu widersprechen und sie nicht mit ihrem Vornamen anzusprechen und sich jederzeit diszipliniert verhalten. Diese formalisierten Verhaltensweisen garantieren Gehorsam und Solidarität (vgl. Schiffauer 1983:67).

LIEBE („SEVGI")

Dieser Begriff meint die Verantwortung der Älteren gegenüber den Jüngeren, sie zu lieben. Die Werte Liebe und Achtung/Respekt sind sehr eng miteinander verknüpft und bedingen einander. Erweisen die Jüngeren den Älteren gegenüber Respekt, haben sie Anspruch darauf, geliebt zu werden.

Wie schon Schiffauer schreibt auch Pflegerl über die schwierige Balance, die in der Familie aufrecht zu erhalten ist: *„Auf der einen Seite versucht man, die Mitglieder der eigenen Familie dazu zu bewegen, die geforderten Normen und Regeln einzuhalten, auf der anderen Seite ist es nicht möglich, gegen sie Stellung zu beziehen, wenn sie gegen die Normen*

verstoßen. Die hierarchische Struktur innerhalb der Familie hilft dabei, dieses Gleichgewicht entsprechend zu bewahren" (Pflegerl 1996a:37-38).

Diese drei Konzepte regeln die Beziehungen zwischen jüngeren und älteren Geschwistern, zwischen Eltern und Kindern, zwischen jüngeren und älteren Personen. Die Kriterien des Geschlechts und des Alters sind dabei wichtig. Allerdings sind diese Werte und Strukturen, die die Familie, Verwandtschaft und Gesellschaft betreffen, aufgrund sozio-ökonomischer Veränderungen stetig im Wandel und erfahren auch im Kontext der Migration einige Veränderungen (vgl. Six-Hohenbalken 2001:27).

5.2. Wandel in der Familie aufgrund der Migration

„Migration ist eine stillschweigende Revolution in der Familienstruktur" (Viehböck/Bratic 1994:89).

Der Soziologe Bernhard Nauck (1999) hat eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten zum Thema Wandel in Migrantenfamilien in Deutschland publiziert, wobei er die methodischen Probleme der Erfassung des Wandels mehrmals angesprochen hat. Als Grund dafür arbeitet er drei verschiedene Ebenen heraus, die allesamt berücksichtigt werden müssen. Er nennt den gesamtgesellschaftlichen Wandel zwischen den Wanderungs- und Folgegenerationen, den intergenerativen Wandel zwischen den Wanderungs- und Folgegenerationen und den intragenerativen Wandel der Familien im Familienzyklus und das Problem der Verknüpfung dieser drei Ebenen (vgl. Nauck 1999:13-14). Einer der wichtigsten Befunde seiner Untersuchung ist die Widerlegung der These, dass die Migration von Familien zu einer Verstärkung intergenerativer Konflikte führe. Er beweist durch den Vergleich dyadischer intergenerativer Beziehungen im Herkunfts- und Aufnahmekontext, dass die Ko-Orientierung der Familienmitglieder in den Migrantenfamilien höher ist: *„Die Familienmitglieder „wissen" mehr übereinander, sind sehr viel sensibler für innerfamiliäre Interaktionen und synchronisieren diese stärker"* (Nauck 1999:64).

Schiffauer hat in seinem aufschlussreichen Werk *„Die Migranten aus Subay“* (1991) bemerkenswert dargestellt, wie sich familiäre Strukturen durch eine Migration verändern können. Im Folgenden sollen einige seiner Ergebnisse präsentiert werden.

5.2.1. Die Stellung der Familie in der Gesellschaft

Wie Schiffauer ausführlich beschreibt, verändern sich familiäre Strukturen nicht erst durch eine Wanderung in ein anderes Land. Bereits in der Türkei haben sich ländliche „traditionelle“ Familienstrukturen durch die Industrialisierung, durch den Einfluss der Massenmedien, durch die Anzahl an Familienmitgliedern, die im europäischen Ausland als LohnarbeiterInnen tätig sind etc. stark verändert. Außerdem findet eine Landflucht in die umliegenden großen Städte statt, was ebenfalls zu Umgestaltungen innerhalb der Familien führen kann (vgl. Kagitcibasi/Sunar 1997:145).

Für die dörflich strukturierte Familie ergeben sich in der Migration aufgrund der neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation große Veränderungen. Im Dorf in der Türkei war die Familie eine Produktions- und Konsumtionseinheit. Gegenseitigkeit und Kollektivität waren wichtige Prinzipien. Durch die Erwerbstätigkeit im Zielland und die Lohnarbeit erlangte die Familie zunehmend *„strukturelle Autonomie“* (Schiffauer 1991:233).

Durch die Veränderungen, die sich durch die Niederlassung in einem fremden Land ergeben, rückt das Individuum zunehmend in den Vordergrund. Die MigrantInnen werden somit zu Subjekten ihrer eigenen Geschichte. *„Die Fremde ist ein weitgehend entsymbolisierter Raum, in dem man von den Verpflichtungen der Repräsentation befreit ist, die man in der Heimat hat. Man braucht nichts „dazustellen“, wenn man vorübergehend in einem Land lebt, mit dem man nichts im Sinn hat“* (Schiffauer 1991:164-165).

Schiffauer spricht hier auch die soziale Kontrolle an, der die Familien in der Fremde weit weniger ausgesetzt sind. Dadurch, meint er, werden die familiären Beziehungen privater. Die Familie wird *„zunehmend zu einem abgegrenzten, nach außen tendenziell abgeschirmten Raum“* (Schiffauer 1991:229). Durch diese Isolierung verändern sich die

Familienbeziehungen, da die gesamte Familie in einer fremden Umgebung mehr aufeinander angewiesen ist (vgl. Schiffauer 1991:233).

Das Verhältnis von Familie zu Gesellschaft verändert sich in der Migrationssituation. Die Beziehungen nach außen werden anonymer und somit wird der Spielraum im Außenbereich geringer. Umgekehrt verhält es sich mit dem Spielraum innerhalb der Familie. Die Beziehungen werden zunehmend partnerschaftlicher und intimer (vgl. Schiffauer 1991:252).

Gleichzeitig können sich auch die innerfamiliären Machtverhältnisse ändern. Frauen können bzw. müssen im Zielland arbeiten gehen bzw. haben verstärkte Bildungs- und Berufsmöglichkeiten. Das ermöglicht ihnen unbeobachtet außer Haus zu gehen sowie ihre sozialen Kontakte zu pflegen. Somit entziehen auch sie sich immer mehr der Kontrolle von außen. Das bedeutet, dass Männer zunehmend an Macht verlieren können und Frauen durch verstärkte Bildungs- und Berufsmöglichkeiten an Macht gewinnen können. Infolgedessen ist nicht mehr ausschließlich der Mann für die ökonomische Zukunft der Familie verantwortlich. Es kristallisiert sich verstärkt das Ideal des gemeinsamen Arbeitens auf ein gemeinsames Ziel heraus (vgl. Schiffauer 1991:229-232). Es sei an dieser Stelle kritisch anzumerken, dass nicht alle Frauen in „türkischen Familien“ arbeiten gehen bzw. arbeiten gehen dürfen. Es kann sein, dass sich innerfamiliäre Machtverhältnisse aufgrund der Erwerbstätigkeit der Frau verändern, muss aber nicht zwangsläufig so sein.

Schiffauer meint, dass sich MigrantInnen durch ihre Erfahrungen mit sich selbst auseinandersetzen und sich selbst entwerfen. *„(…) sie haben nicht nur Entwürfe, sie sind vielmehr ihre Entwürfe“* (Schiffauer 1991:184). Dadurch, dass sie selbst ihren Lebensort wählen und aktiv werden, erlangt Subjektivität mehr an Bedeutung. Durch den größeren Spielraum kann eine Stellungnahme zu den eigenen Gefühlen eines Individuums stattfinden. Auch die Kinder können bewusster ihr Leben selbst bestimmen und verwirklichen (vgl. Schiffauer 1991:184-190).

5.2.2. Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung

Die kindliche Sozialisation wird am stärksten von Vater und Mutter beeinflusst. Laut Kagitcibasi beruht die Rolle des Kindes in der „traditionellen“ türkischen Familie auf zwei Hauptpfeilern: der Platz des Kindes in der von gegenseitiger Abhängigkeit gekennzeichneten Familienstruktur und die geschlechtsbezogene Identität als Sohn oder Tochter (vgl. Kagitcibasi/Sunar 1997:152). Wie in allen Gesellschaften ist zunächst das Kind auf die Eltern angewiesen, während die Eltern im Alter zunehmend von ihren erwachsenen Kindern abhängig sind.

In der ländlichen Türkei der 60er und 70er Jahre wurde die Erziehung des Sohnes so gestaltet, dass dem Vater besonderer Respekt und Gehorsam entgegen gebracht, und seinen Anweisungen sehr genau Folge geleistet werden sollte. So sollte der Sohn als Zeichen des Respekts in Anwesenheit des Vaters nicht rauchen und Alkohol trinken. *„Die Rangfolge in der Kernfamilie mit jüngeren Kindern geht vom Vater über die Mutter zu den Kindern, wobei ein erwachsener Sohn die Mutter in eher traditionell orientierten Familien von ihrer Position verdrängt“* (Kagitcibasi/Sunar 1997:157). Dieser Familienaufbau erzieht das Kind von klein auf zum Respekt vor Autoritäten.

Kurz vor der Pubertät wurde die Erziehung der Söhne als Aufgabe der Väter gesehen, das heißt, ein Junge ging allmählich aus der Obhut der Mutter in die des Vaters über und lernte von ihm die Arbeitstätigkeiten und Aufgaben. Durch das Ritual der Beschneidung wurde dieser Übergang zusätzlich unterstrichen. Die Mutter brauchte ihr Verhalten dem Sohn gegenüber – im Gegensatz zu ihren Töchtern – nicht zu ändern. Sie bliebe zärtlich und beginne sich wesentlich vom Vater zu unterscheiden. Schiffauer schrieb, wenn die Mutter von ihrem Sohn etwas verlangte, bat sie darum und schmeichelte ihm; der Vater befohl. Generell vollziehe sich der Übergang in die Erwachsenenwelt bei den Jungen langsamer und unmerklicher als bei den Mädchen und dadurch bliebe diesen viel mehr Zeit für Freundschaften außerhalb der Familie (vgl. Schiffauer 1983:96-97). *„Der Sohn kann sich einer Aufforderung seiner Mutter entziehen; bei einem Befehl des Vaters ist das ausgeschlossen. Die Mutter kann ihren Sohn nicht strafen: Ein Konflikt mit ihrem Mann wäre die unvermeidbare Folge. Anders als für die Töchter bleibt für die Söhne die Mutter das ganze Leben lang ein sicherer Rückhalt“* (Schiffauer 1983:96-97).

In der bäuerlichen Umgebung wird die Kindheit in „türkischen Familien“ als Reifungsprozess angesehen, innerhalb dem die Kinder „nichts wissen“ und der sich unabhängig von Eingriffen der Erwachsenen vollzieht. Die Kinder lernen, indem sie mit den Erwachsenen leben und nicht, indem ihnen soziales Verhalten bewusst anerzogen wird (vgl. Schiffauer 1983:99). *„Die grundlegenden Kategorien von Innen und Außen, Mann und Frau erwerben sie eher implizit, als daß sie ihnen ausdrücklich erläutert würden“* (Schiffauer 1983:101).

Durch die Veränderungen innerhalb der Familie durch die Migrationserfahrung ändert sich auch die Eltern-Kind-Beziehung. Nauck fand heraus, dass langfristige Erwartungen - wie Hilfe in Notfällen und insbesondere im Alter - türkischer Eltern an ihre Kinder in der Migrationssituation stabil geblieben sind, während kurzfristige ökonomische Erwartungen – wie Teile des Gehalts bei Berufsbeginn abzugeben oder Hilfe bei der Hausarbeit, zurückgegangen sind. Außerdem war an Nauck´s Befragung türkischer Jugendlicher in der Türkei und Deutschland bemerkenswert, dass bei diesen die Antizipation der elterlichen Erwartungen außerordentlich groß ist. Besonders hoch hierbei ist die Erwartung finanzieller Unterstützung im Alter und in finanziellen Notfällen (vgl. Nauck 1997:177-179).

Auch Schiffauer meint, dass sich die Eltern-Kind-Beziehung in dieser Hinsicht aufgrund der Migrationserfahrung verändert hat. War es in der bäuerlichen Türkei teilweise noch üblich, die Kinder mit Aufgaben des Nachfolgers betraut zu machen, indem sie permanent dazu angehalten waren an familialen Rollen zu partizipieren, erlangt in der Migrationssituation die Frage an Bedeutung, was die Eltern für ihre Kinder tun können und nicht umgekehrt. Dadurch nimmt die kindliche Verpflichtung den Eltern gegenüber weitgehend ab und die Verpflichtungen gegenüber den eigenen Kindern steigen. Schiffauer stellte jedoch auch fest, dass Kinder freiwillig Unterstützung anbieten und sie eine Art Pflichtbewusstsein den Eltern gegenüber empfinden (vgl. Schiffauer 1991:238ff.).

In der Migrationssituation stehen die Kinder als Einheit den Eltern gegenüber. Die Geschwister werden zunehmend gleich behandelt und die bewusste Auseinandersetzung mit der Erziehung des Kindes erlangt an Bedeutung, da die außerfamiliären Erziehungsinstitutionen durch ein anderes kulturelles Wertesystem gekennzeichnet sind. Durch die scharfe Trennung von inner- und außerfamiliären Bereich sind die Eltern damit konfrontiert, die Kinder auf die Gesellschaft vorzubereiten und sie gleichzeitig davor zu schützen. Die Eltern sorgen sich vor der Entfremdung von den eigenen Kindern und somit

wird die Erziehung *„zu einem bewußten und geplanten Vermittlungsprozeß von Normen und Werten*“ (Schiffauer 1991:244).

Die Eltern räumten ihren Kindern im Dorf in der Türkei in jener Hinsicht Freiräume ein, indem sie die Kinder sich selbst ihre Umwelt aneignen ließen. *„Die erzieherische Sorge besteht dabei primär darin, daß die Kinder keinen Schaden nehmen, was bedeutet, daß man eher die Räume kontrolliert, in denen die Kinder sich aufhalten als das, was in diesen Räumen geschieht“* (Schiffauer 1991:240).

In der Migration dagegen werden die Kinder dieser gewissen Freiheit beraubt, da in Europa die außerfamiliären Räume durch andere Normen und Werte wie jene der Elterngeneration geprägt sind. Auch hier eignen sie sich – die Jungen noch mehr wie die Mädchen – eigenständig Räume an, doch die Eltern können nicht mehr alles kontrollieren. In der ländlichen und städtischen Türkei galten Druckmittel von Seiten der Eltern wie Zwang und physische Gewalt noch als legitim. In der Migrationssituation führen diese Strategien laut Schiffauer zu wachsender Entfremdung von der eigenen Familie. Deshalb wird von Seiten der Eltern darauf geachtet, dass die Sozialisation der Kinder auf die Formung des inneren Menschen abzielt. Die Kindheit wird zunehmend als eigenständige Lebensphase angesehen, in der die Kinder auf die Gesellschaft vorbereitet werden und somit von Geburt an erzogen werden müssen (vgl. Schiffauer 1991:241-245).

5.2.3. Wandel in Bezug auf Heiratsverhalten und Partnerwahl

Anders als in industrialisierten westlichen Staaten war in der ländlichen türkischen Vorstellung eine Ehe weniger eine Lebensgemeinschaft, die auf Liebe beruht, sondern vielmehr eine Zweckgemeinschaft, die meist aus wirtschaftlichen Überlegungen geschlossen wurde. Die Bildung familiärer Allianzen und ökonomische Gründe hatten dabei einen großen Stellenwert. Um die Einheit intakt zu halten, wurde die Verheiratung der Kinder strategisch angegangen. Abgesehen davon geht es in der Ehe auch darum die Sexualität zu befriedigen, Nachkommenschaft zu zeugen und um die Sicherung der Altersvorsorge (vgl. Six-Hohenbalken 2001:29).

„Man fragt sich, ob die Verbindung zwischen den Familien von ökonomischem und politischem Nutzen ist, ob man erwarten kann, daß die Braut sich mit der Schwiegermutter versteht, ob man auf die Unterstützung durch die Braut im Alter zählen kann, ob sie auch zupacken kann usw. Angesichts der Komplexität der Erwägungen erscheint es nun als unrealistisch, die Entscheidung über eine Eheschließung dem subjektiven Willen, sprich der Liebe der jungen Leute zu überlassen" (Schiffauer 1991:43-44).

Bei der Verheiratung der Kinder nahmen diese Überlegungen also einen besonderen Stellenwert ein. Eine Hochzeit hatte demnach immer einen ökonomischen Charakter. Eine Hochzeit bedeutete auch eine Verbindung zwischen zwei Familien und deshalb wurde die Heiratsentscheidung von verschiedenen Überlegungen begleitet. Das wesentliche Ziel einer Hochzeit war es, *„die Solidargemeinschaft der Familie zu stärken, weshalb auch streng darauf geachtet wird, daß die Familie des Partners einen „guten Ruf" besitzt. Von entscheidender Bedeutung ist auch, daß die Braut als Jungfrau in die Ehe geht, denn in der Jungfräulichkeit der Tochter und der „sexuellen Reinheit" einer Ehefrau ist die Ehre eines Mannes und damit auch die Ehre seiner Familie begründet"* (Pflegerl 1996:72).

Durch die fortschreitende Industrialisierung und Technisierung in der Türkei seit den 1960er Jahren, aber auch mit der Migration nach Europa wandelte sich der Charakter einer Ehe. Durch eine oft zu beobachtende Isolierung von der weiteren Gesellschaft werden die Beziehungen innerhalb der Familie privater und somit auch intimer. Dadurch sind die Mitglieder mehr aufeinander angewiesen und die Ehe wird partnerschaftlicher. Eine weitere Veränderung der Familienstruktur sieht Schiffauer in der Möglichkeit zur selbstständigen Wahl des/der Ehepartners/in. Das Individuum gewinnt damit zunehmend an Handlungsspielraum und beginnt sich aus kollektivistischen Anforderungen zu lösen. Die Institution Ehe unterliegt somit ebenfalls einer Veränderung (vgl. Schiffauer 1991b: 233-235). Das bedeutet aber keineswegs, dass es keine arrangierte Heiraten oder auch Zwangsheiraten gibt. Ich möchte hier nur aufzeigen, dass EhepartnerInnen sehr wohl auch die Möglichkeit haben, eigenständig zu wählen.

5.2.4. Wandel des Wertesystems

In Europa geraten die Familien mehr und mehr unter den Einfluss von westlichen Verhaltensregeln bzw. Werten, welche sich meist vom Werte- und Bedeutungssystem der MigrantInnen unterscheidet. Dadurch findet eine Transformation statt und sie versuchen so die beiden Einflüsse zwischen Westen und Osten zu integrieren, was mitunter auch zu Spannungen führen kann (vgl. Viehböck/Bratic 1994:88-89).

Auch Schiffauer betont, dass Normen und Werte in der Migration eine Veränderung erfahren. Eine Konfrontation mit einem neuen Werte- und Bedeutungssystem kann bei den Familienmitgliedern Orientierungslosigkeit auslösen. Am Land war die soziale Kontrolle entscheidend für die Erhaltung der „Ehre" der Familie, mit der die Situationen, in die sich die Familienmitglieder begeben, permanent von außen kontrolliert wurden. Es genügte nicht nur „ehrenhaft" zu sein, sondern das ganze Dorf bzw. die Umgebung musste glauben, dass die Mitglieder der Familie sich „ehrenhaft" verhalten. Diese äußere Kontrolle war wichtig und stabilisierend für die Beziehungen innerhalb der Familie und der verschiedenen Familienhaushalten untereinander (vgl. Schiffauer 1991:245-250).

Auch hier veränderte sich einiges durch das Migrationsereignis: *„Der Wert der Ehre, mit den ihm impliziten Unterscheidungen von Frau und Mann, Innen und Außen, kann in der neuen Welt nicht ohne weiteres funktionieren"* (Schiffauer 1983:102). Die Situationskontrolle ist in der Stadt nicht mehr gegeben und somit verändert sich der Charakter der Kontrolle von einer äußeren zu einer inneren Kontrolle des Menschen. Die Norm selbst (sich beispielweise nicht in bestimmte Situationen zu begeben) wird weniger bedeutsam, die Internalisierung des Wertes erlangt an Bedeutsamkeit und somit gewinnt das Individuum mehr Handlungsspielraum.

Im Dorf sollten Werte wie Ehre und Achtung also nach außen demonstrativ gezeigt werden, in der Migrationssituation geht es mehr um ein Gefühl, das verinnerlicht wird. Das bedeutet, die beiden Werte erfahren durch die Migrationserfahrung einen Bedeutungswechsel (vgl. Schiffauer 1991:245-252).

Es gibt im Türkischen die Redewendung „Burasi Almanya", „hier ist Deutschland"; es handelt sich laut Schiffauer dabei um eine Formel, die immer dann gebraucht wird, wenn man sich

anders verhält als in der Türkei, nicht fastet, die Frau arbeiten lässt oder als Mann im Haushalt mitarbeitet (vgl. Schiffauer 1983:102).

5.3.5. Bedeutung der Geschwisterbeziehungen

Pflegerl schreibt, dass das Vertrauensverhältnis eines Bruders zu seiner Schwester in der ländlichen Türkei stärker ist bzw. war als jenes zu seiner Ehefrau. *„Zwar wurden auch die Ehefrauen von ihrem Mann beschützt, dennoch gab es Unterschiede im Verhältnis: Ehefrauen kamen von außen in die Familie des Mannes und mußten sich erst den Gewohnheiten und Strukturen der Familie anpassen und oftmals durch Unterdrückung gefügig gemacht werden. Die Schwestern hingegen waren mit der Ordnung der Familie schon lange vertraut“* (Pflegerl 1996:64). In manchen Beziehungen jedoch bestand auch die Tendenz der Brüder, ihre Vorrangstellung auszunützen und Herrschaft über die Frau auszuüben. Dies geschah vor allem in der Zeit der Auflösung der komplexen Familienhaushalte und führte so zu Spannungen zwischen den Geschwistern. Dadurch, dass die Schwestern sich aber zunehmend eine gleichberechtigte Stellung innerhalb der Familie erkämpften, verbesserte sich laut Pflegerl das Verhältnis zwischen dem Bruder und seiner Ehefrau. Dies wiederum kann zu einer weniger intimen Geschwisterbeziehung führen (vgl. Pflegerl 1996b:64-65).

Geschwister wurden in der dörflich strukturierten Gesellschaft nicht gleich behandelt, denn die älteren hatten sowohl mehr Rechte als auch Pflichten, welche in der Geschwisterfolge von oben nach unten abnahmen (vgl. Schiffauer 1991:239).

Bernhard Nauck und Annette Kohlmann (*„Verwandtschaft als soziales Kapital – Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien“;* 1998) fanden heraus, welchen Bedeutungswandel die Geschwisterbeziehung durch die Migration erfahren kann:

„Auffällig ist, welch große Bedeutung Geschwister- und Verwandtschaftsbeziehungen im Netzwerk türkischer Jugendlicher in Deutschland haben. (…) Die Beziehung zu Geschwistern ist sicher einerseits auf „Gelegenheit“ in Mehrkindfamilien zurückzuführen. (…) Insofern scheinen sich schon im Jugendalter Geschwisterbeziehungen soweit zu verselbständigen, daß daraus die intensiven intragenerativen Verwandtschaftsbeziehungen entstehen, die für die

Elterngeneration charakteristisch sind. (…) Wie bei den Geschwisterbeziehungen dürfte auch die im Jugendalter aufrechterhaltene Kontinuität in den verwandtschaftlichen Kontakten ein wichtiger Mechanismus für die Entwicklung hoher Solidarpotentiale in Verwandtschaftsbeziehungen türkischer Migrantenfamilien sein" (Nauck/Kohlmann 1998:220).

Die Aufrechterhaltung verwandtschaftlicher Kontakte im Migrationskontext scheint also auch für türkische Jugendliche sehr bedeutend zu sein. Die Gründe führen die AutorInnen genauer aus:

„Geschwister und Verwandte sind wie die Eltern zunächst wegen der emotionalen Beziehungsqualität von Bedeutung; hierbei ist insbesondere die enge Bindung der türkischen männlichen Jugendlichen an Geschwister und Verwandte hervorzuheben. Diese Beziehungen sind jedoch vergleichsweise häufig mit (mehr oder weniger) reziproken instrumentellen Aktivitäten verknüpft: Annähernd die Hälfte der türkischen Jugendlichen gibt an, ihren Geschwistern (beiderlei Geschlechts) zu helfen. Demgegenüber ist die Beziehung zu türkischen und deutschen Freunden weit stärker auf persönliche Gespräche und Freizeitaktivitäten beschränkt" (Nauck/Kohlmann 1998:223).

Emotionale und instrumentelle Unterstützung und Beratung sind die zentralen Funktionen bei türkischen Verwandtschaftsbeziehungen. Anderen Menschen Hilfe zu gewähren und Hilfe anzunehmen bedeutet eine Steigerung sozialer Anerkennung und dadurch des sozialen Kapitals. Intergenerative Beziehungen gestalten sich so, dass die ältere Generation für Schutz, Rat und auch symbolische Unterstützung „zuständig" ist, und die jüngere Generation dies mit Loyalität, der Erbringung von Dienstleistungen und materiellen Gütern beantwortet (vgl. Nauck/Kohlmann 1998:224-225).

Nauck und Kohlmann bewiesen, dass Kontakte zu Verwandten und Geschwistern auch über weite Entfernung und vor allem bei Jungen eine große Rolle spielen. Das lässt vermuten, dass diese Beziehungen *„auch dauerhaft als primäre Ressource für die Bildung von sozialem Kapital herangezogen werden"* (Nauck/Kohlmann 1998:225).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Strukturwandel in „türkischen Familien" verschiedene Ursachen haben kann. Ein wichtiger Grund war der Übergang von einer Agrargesellschaft, wie sie in der Türkei in den 1960er Jahren großteils vorzufinden war, in

eine Industriegesellschaft. Aber auch durch die einhergehende Landflucht veränderten sich familiäre Strukturen. Eine wesentliche Rolle spielen außerdem der Übergang von einer sogenannten „Familienarbeit“ in Lohnarbeit, wie sie sowohl in der Türkei als auch in der Migrationssituation vorzufinden ist, sowie individuelle, familiäre, sozial-kulturelle und psychologische Komponenten. Dieser Wandel wurde hier versucht kurz zu umreißen. Trotz plakativer Darstellungen an einigen Stellen sind diese Überlegungen zu „türkischen Familien“ für die vorliegende Arbeit unumgänglich.

5.3. Die Rolle der Familie im Integrationsprozess

Laut der Sozialhistorikerin Paloma Fernandez de la Hoz erscheint gerade das Familienleben als Schnittstelle zwischen Öffentlichem und Privaten: *„als der Ort, wo Objektives und Subjektives, strukturelle Rahmenbedingungen und persönliche Projekte, Interessen, Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten konvergieren“* (Fernandez de la Hoz 2005).

Viele Studien weisen auf die Wechselwirkung zwischen familiären Leben und unterschiedlichen Formen der Integration in die Aufnahmegesellschaft hin. Migrantenfamilien sind damit beschäftigt zwischen den in Österreich vorgefundenen Rahmenbedingungen und den eigenen Interessen und Plänen ihr Leben auszuhandeln. Aus dem Zusammenspiel zwischen diesen Faktoren entwickeln sich konkrete Formen der Integration in die österreichische Gesellschaft.

Viele MigrantInnen und deren Familien entscheiden sich für ein Wanderungsziel, in dem sie bereits Kontaktpersonen wie beispielsweise Verwandte, Freunde, Nachbarn oder auch Bekannte haben. Diese bestehenden Netzwerke erleichtern ihnen die Migration und auch den Aufenthalt im Aufnahmeland, da sie Orientierung schaffen können und somit Sicherheit geben. Wie bereits in Kapitel 2.2.1. dargestellt, können der Familiennachzug und auch die Kettenmigration zur Bildung von Migrationsgemeinden beitragen. Diese räumliche und ethnische Konzentration von ImmigrantInnen, wie sie im 15. Bezirk auch gegeben ist, kann die Gründe sowohl in sozialer Ungleichheit als auch in den freiwilligen Entscheidungen der MigrantInnen haben.

Aus diesen Gegebenheiten heraus entwickelten sich widersprüchliche Sichtweisen, was die Wirkung der Familie und Verwandtschaft auf den Eingliederungsprozess betrifft:

a) Familiale und verwandtschaftliche Beziehungen werden als Eingliederungsalternative gesehen. Familiale Bindungen hätten somit ähnliche Wirkungen wie ethnische Kolonien. Assimilative Handlungen in außerfamilialen Kontexten werden nicht ausgeführt (vgl. Esser 2001).
b) Familiale und verwandtschaftliche Beziehungen werden als Eingliederungsopportunität angesehen (vgl. Nauck/Kohlmann 1998:204).

Der Handlungstheorie von Hartmut Esser (siehe Kapitel 4.1.) zufolge vergleichen MigrantInnen stets die Optionen, die das Herkunfts- und das Aufnahmeland bieten. Dabei sind sowohl für die erste Generation als auch für die Folgegenerationen das Herkunftsland und die ethnische Gemeinde oft eine Alternative, deren Attraktivität mit der Größe und der institutionellen Vollständigkeit der ethnischen Gemeinde steigt. Für die Folgegenerationen ist die Platzierung darin leichter und unbelasteter, die Muttersprache kann ohne Probleme beibehalten werden und somit bleibt auch die emotionale Bindung an das Herkunftsland bzw. die ethnische Gemeinde erhalten. Das bedeutet, dass die familiären Beziehungen für ihn als Eingliederungsalternative gesehen werden (vgl. Esser 2001:40). Bei Esser wird die Einbindung in eine „ethnische Gemeinde" als potentiell problematisch angesehen. Deshalb werden hier noch einige Theorien besprochen, die die Netzwerke von MigrantInnen in der Aufnahmegesellschaft als Ressource beschreiben.

Im deutschsprachigen Raum hat in den 80er Jahren Friedrich Heckmann, Professor für Soziologie, die positive Wirkung „ethnischer Kolonien" thematisiert. In der Studie *„Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland"* (1982) formulierte Heckmann erstmals das Konzept der *„Einwandererkolonie"*. Er bezeichnet sie als *„freiwillige Aufnahme oder Weiterführung innerethnischer Beziehungen"* (Heckmann 1992:98) aufgrund Verunsicherungen durch die marginalisierte Position der MigrantInnen in der Aufnahmegesellschaft und durch deren Diskriminierungserfahrungen (vgl. Heckmann 1981:258). Die identitätsstabilisierende Wirkung der Kolonie erstrecke sich auch auf die Kinder der MigrantInnen und helfe ihnen damit den „Kulturkonflikt" zu verarbeiten. Heckmann spricht hierbei von Persönlichkeitsstabilisierung der MigrantInnen, Selbsthilfefunktion, Sozialisationsfunktion und von der Funktion der sozialen Kontrolle durch die *„ethnische Kolonie"* (Heckmann 1992:111-114). Außerdem wird von Seiten der zweiten Generation der Bezug zur „Herkunftskultur" eher über die Einwanderergesellschaft hergestellt, als über Beziehungen zum Herkunftsland ihrer Eltern (vgl. Heckmann 1981:200 ff.).

Am Österreichischen Institut für Familienforschung durchgeführte Forschungsarbeiten ergaben, *„dass viele Migrantenfamilien, die ihre Familienangehörigen nachholen konnten sehr motiviert sind und sich für Österreich engagieren. Deutlich wird dies etwa an einem mit einem türkischen Vater durchgeführten Interview: "Österreich - das ist das Land meiner Kinder. Eine gute Zukunft Österreichs bedeutet auch eine gute Zukunft für meine Kinder.*

Deshalb bin ich bereit hier hart zu arbeiten. Wenn Österreich getroffen wird, so fühle auch ich mich betroffen" (Pflegerl 2000).

Pflegerl meint, dass die Familie eine große Hilfe beim Einleben in die Aufnahmegesellschaft sein kann. *„Die Solidarität zwischen Partnern, zwischen Generationen und Verwandten, kann dazu beitragen, schwierige äußere Lebensbedingungen und Situationen zu überwinden"* (Pflegerl 2000). Familienangehörige und Verwandte können dem Einzelnen sowohl emotionalen Rückhalt bieten als auch unterstützend bei der Bewältigung des Alltags im Aufnahmeland wirken.

Es gibt *„zahlreiche Indizien dafür, dass der innere Zusammenhalt einer Familie wesentlich dazu beiträgt, schwierige äußere Rahmenbedingungen zu bewältigen. Je stärker die Solidarität in der Familie, desto eher gelingt es, Krisen zu überwinden. Die äußeren Rahmenbedingungen und das familiäre Leben stehen somit in enger Wechselwirkung zueinander"* (Fernandez de la Hoz/Pflegerl 1999).

AutorInnen wie z.B. Nauck, Fernandez de la Hoz, Kohlmann, Pflegerl etc. zeigen, dass die Familie und Verwandte den Anpassungsprozess erleichtern. Die Besonderheit der Migration in ein anderes Land besteht darin, in eine ungewohnte Umgebung zu kommen, in der vieles neu ist und eine Umstellung gewohnter Denkweisen und vertrauter Gewohnheiten gefragt ist. Dabei kann die Familie und Verwandtschaft enorme Orientierungshilfe und soziale Sicherheit leisten. Nauck und Kohlmann kritisieren das Modell von Esser (siehe Kapitel 4.1.), indem sie behaupten, dass, vom gesellschaftspolitischen Standpunkt her betrachtet, „Assimilation" nicht der einzig mögliche Ausgang vom Kulturkontakt infolge internationaler Migration sein kann. Die beiden AutorInnen betrachten Verwandtschaft beim Akkulturationsmodus der Assimilation als Ressource und nicht als störenden Faktor. Sie gehen noch einen Schritt weiter und beziehen transnationale familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen in ihre Überlegungen mit ein. Diese Verbindungen können über die Migrationsgemeinden hinausreichen, bis hin in die Herkunftsländer. Die MigrantInnen und deren Familien bewegen sich zwischen diesen Beziehungsvernetzungen hin und her. Sie sind „Pendler" zwischen kulturellen Bezugssystemen. Von diesem Standpunkt her betrachtet, muss, Nauck und Kohlmann zufolge, Assimilation nicht zwangsläufig der Ausgang des Integrationsprozesses sein.

So gesehen kann also Segmentation als Sozialintegration in das eigene ethnische Milieu (und somit auch familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen) und als Ausschluss aus dem Milieu der Aufnahmegesellschaft sowohl integrationshemmend oder integrationsfördernd sein, wobei auch beides sein kann.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass neuere Ansätze (Nauck 1997; Nauck/Kohlmann 1999) die Annahme kritisieren, dass Integration bzw. Assimilation von MigrantInnen ein Prozess der stetigen Abnahme von ethnischer Identifikation und stetigem Anwachsen und der schlussendlichen Übernahme von Normen und Werten der Aufnahmegesellschaft ist. Deshalb verabschiedete man sich in der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung zunehmend von der Vorstellung der *„Einmaligkeit und Eindeutigkeit der Migration (…), an dessen Ende integrierte neue StaatsbürgerInnen in einem anderen Land“* vorzufinden seien (Strasser 2009:73). Transnationale Studien können in diesem Zusammenhang einen wichtigen Beitrag leisten, um die alltäglichen Handlungen von MigrantInnen und deren Familien zu untersuchen. Diese Untersuchungen sind nicht nur auf das Aufnahmeland begrenzt, indem sie untersuchen, ob MigrantInnen und deren Nachfolgegenerationen integriert und/oder assimiliert sind, sondern versuchen neue Zusammenhänge zwischen Raum, Kultur und Zugehörigkeiten zu erfassen.

FAZIT

Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass die „sozio-ökonomische“ Startposition für Kinder der ArbeitsmigrantInnen mit türkischem Hintergrund nicht sehr gut ist. Aus der bisher dargestellten Komplexität „türkischer Familienstrukturen“ und den unterschiedlichsten Formen, wie sich die Strukturen aufgrund des Migrationsereignisses verändern können, kann davon ausgegangen werden, dass ein einfaches Schwarz-Weiß-Denken dieser Forschung nicht entsprechen kann. Deshalb wird angenommen, dass die Familie nicht entweder integrationshemmend *oder* integrationsfördernd ist. Vielmehr soll angenommen werden, dass die Familie, für die zweite Generation türkischer MigrantInnen, in einigen Bereichen sowohl zur Integration beitragen kann, als auch eine Barriere darstellen kann.

Weiters wird angenommen, dass familiäre Beziehungen für die Interviewpartner eine große Rolle spielen. Durch die Migration nach Österreich haben sich diese innerfamiliären Verhältnisse mit hoher Wahrscheinlichkeit verändert. Dies hat bestimmt hohe Anforderungen an die Familie gestellt, die sich auch auf die Eltern-Kind-Beziehung ausgewirkt haben. In dieser Arbeit wird angenommen, dass die familiäre Kontrolle eher stark und der Erziehungsstil bei „türkischen Familien“ eher streng ist. Durch hohe Erwartungen, die an das Kind herangetragen werden erhöht sich der Druck und dadurch dürfte der Handlungs –und Bewegungsspielraum der Jugendlichen eingeschränkt werden.

Eine letzte Vermutung ist, dass an die Jugendlichen sowohl von Seiten der Familie als auch von Seiten der Gesellschaft teilweise unterschiedliche Erwartungen herangetragen werden. Für die Jugendlichen ist die Familie sehr wichtig, und deshalb beziehen sie die elterliche Perspektive bei der Gestaltung ihrer Lebensentwürfe mit ein. Es wird davon ausgegangen, dass sie nicht hin- und hergerissen sind, zwischen der Familie und der Gesellschaft, denn sie sind sehr wohl in der Lage Synthesen zwischen beiden Systemen zu bilden. Auch hier gilt es wiederum sich von „Entweder-oder-Denkweisen“ zu verabschieden. Die Lebenswelten jugendlicher MigrantInnen mit türkischem Hintergrund sind sehr viel heterogener und komplexer.

II) DARSTELLUNG DER EMPIRISCHEN ERGEBNISSE

6. Forschungsdesign

Es soll im Folgenden nachvollziehbar gemacht werden, wie der empirische Teil der Diplomarbeit zustande gekommen ist. LeserInnen, die an einer ausführlichen Darstellung der verwendeten Methoden interessiert sind, seien an dieser Stelle auf die zitierte Literatur verwiesen.

6.1. Zugrunde liegender theoretischer Hintergrund der Untersuchung

Die qualitative Forschung ermöglicht es, Lebenswelten und das Alltagshandeln von Menschen in unterschiedlichen Situationen und unter verschiedenen kulturellen Bedingungen zu erfassen und zu beschreiben. Dazu bedarf es eines theoretisch fundierten Hintergrundes. Stellen Menschen und deren Sicht- und Handlungsweisen den Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung dar, ist man bei der Frage angelangt, wie es gelingt, den subjektiven Sinn ihrer Erfahrungen zu rekonstruieren.

Lebensorientierungen und Lebenswelten als Bestandteile der subjektiven Realität der Individuen können weder direkt abgefragt, noch dürfen sie kontextunabhängig mit Hilfe abstrakter Interpretationsschemata (Kulturdifferenz, Tradition-Moderne etc.) gedeutet werden. Die Erfassung von Lebensorientierungen bedarf vielmehr eines eigenen Interpretationsprozesses, in dessen Rahmen jene Bedeutungen expliziert werden, welche die MigrantInnen bestimmten Erfahrungen, Ereignissen, Situationen, Sachverhalten etc. verleihen. Es geht darum, den MigrantInnen bei ihren Handlungen „Vernunft“ im weitesten Sinne zu unterstellen, d.h. sie als Subjekte ihres Handelns zu verstehen. Im Fokus stehen die Handlungsprämissen, Intentionen und Situationsbeurteilungen der Subjekte und nicht die fremdgesetzten Bedingungen für ihr Verhalten. Gegenstand einer subjektbezogenen empirischen Migrationsforschung sind die Lebensbedingungen der MigrantInnen, wie sie sie erfahren.

Der Philosoph Edmund Husserl führte den Begriff der „Lebenswelt“ als selbstverständlicher, unbefragter Boden jeglichen alltäglichen Handelns und Denkens von Personen ein. Der Begründer der phänomenologischen Soziologie, Alfred Schütz, hat diesen Begriff übernommen und machte es sich zum Ziel der Lebensweltanalyse, das Verstehen des Sinns hinter dem subjektiven Bewusstsein der handelnden Individuen herauszufinden. Er unterscheidet zwischen Handeln als Tätigkeit und Handlung als gedanklichen Entwurf und meint: *„Der Sinn des Handelns bestimmt sich durch den Sinn der vorentworfenen Handlung“* (Hitzler/Eberle 2005:112). Weiters unterscheidet Schütz zwischen dem Handlungsziel, dem „Um-zu-Motiv“ und dem Grund für den Handlungsentwurf, dem „Weil-Motiv“. Beim „Um-zu-Motiv“ fragt der/die BeobachterIn, welchen Sinn die Akteure selbst ihren Handlungen geben. Schütz räumt sich aber selber ein, dass die subjektive Perspektive anderer AkteurInnen nur annäherungsweise erfasst werden kann, da menschliche Lebenswelten sehr vielfältig und komplex sind (vgl. Hitzler/Eberle 2005:112).

Dieser subjektwissenschaftliche Zugang soll in der vorliegenden Untersuchung zum Zuge kommen. Es gilt herauszufinden, wo männliche Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund sich selbst zwischen Familie und Gesellschaft verorten und wie sie ihre Positionierungen bewerten. Außerdem soll herausgefunden werden, woran die Jugendlichen ihr Leben orientieren und welche Ziele sie sich stecken, um auch in der Zukunft im Spannungsfeld zwischen Familie und Gesellschaft bestehen zu können.

6.2. Das Erhebungsverfahren

Die Protagonisten der vorliegenden Arbeit sind fünf männliche Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund zwischen 17 und 21 Jahren. Sie können der zweiten Generation zugeordnet werden, da sie entweder hier in Österreich geboren sind oder noch vor dem schulpflichtigen Alter eingereist sind.

Die Jugendlichen sind Mitglieder eines österreichischen Kinder- und Jugendvereins im 15. Bezirk in Wien, dessen Zielgruppe sozial schwächere Familien sind. Alle fünf Jugendlichen nutzen die freizeitpädagogischen Angebote bereits seit ihrer Kindheit und halten sich derzeit drei- bis viermal in der Woche im Verein auf. Im Rahmen meiner Beschäftigung als

Jugendbetreuerin in der besagten Einrichtung hatte ich viel Kontakt zu diesen Jugendlichen. Die zahlreichen interessanten Gespräche mit ihnen erweckten mein Interesse und somit entschied ich mich die Lebensperspektiven der Jugendlichen in den Mittelpunkt meiner Arbeit zu stellen. Ich beobachtete die Burschen sowohl innerhalb der Parkbetreuung als auch in den Vereinslokalitäten und hielt relevant erscheinende Aussagen oder Verhaltensweisen schriftlich fest. Aus diesen Notizen heraus entwickelte sich allmählich die Fragestellung der vorliegenden Diplomarbeit. Da die Zugänglichkeit und Erreichbarkeit zu den Burschen gewährleistet war, nutzte ich die Kontakte und somit kristallisierten sich schon sehr bald potentielle Interviewpartner für die Diplomarbeit heraus.

Qualitative Interviews spielen bei auf teilnehmender Beobachtung basierenden Forschungsprojekten eine wesentliche Rolle, denn sie ergänzen die Untersuchung durch die Analyse der subjektiven Sichtweisen der Beobachteten. Um zum Handeln und zu den Sichtweisen der Jugendlichen vorzudringen, hatte ich also zwei Möglichkeiten zur Verfügung: Auf der einen Seite erhielt ich durch die Interviews gehaltvolle Informationen über die Jugendlichen und zum anderen hatte ich die Möglichkeit, an ihrer Alltagspraxis – zumindest begrenzt – teilzunehmen. Da das Gesagte in den Interviews nicht überprüft werden kann, kann die Teilnehmende Beobachtung durch das Aufzeigen anderer, verdeckter Strukturen eine Lücke füllen.

Die Teilnehmende Beobachtung hat ihren Ursprung in der Anthropologie und Ethnologie. Der Ethnologe Malinowski gilt als Pionier dieser sozialwissenschaftlichen Forschungsmethode. Dabei geht es nicht darum, dass die zu untersuchenden Personen etwas über ihr Leben, ihre Sicht- und Denkweisen erzählen, sondern dass man in deren Alltag als Rolle des Beobachters eintaucht, um Zugang zu ihren Lebenswelten zu erlangen (vgl. Lüders 2005:385-386). Ich konnte während meiner Arbeit mit den Jugendlichen an ihrem Leben teilnehmen und sie fassten zunehmend Vertrauen zu mir. Zu bedenken sei an dieser Stelle, dass ich als Betreuerin und Aufsichtsperson der Jugendlichen nicht nur die Rolle einer teilnehmenden Beobachterin innehatte. Ich war auch in einer Machtposition.

Den Erhebungskontext bildet der 15. Wiener Gemeindebezirk, welcher gekennzeichnet ist durch eine hohe Dichte der Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Die fünf Interviewpartner sind alle Kinder von ArbeitsmigrantInnen und gehören der sogenannten Arbeiterschicht an.

Da ich zum Zeitpunkt der Durchführung der Interviews nicht mehr im Verein tätig war, verlief die Kontaktaufnahme über Telefon. Ich erklärte ihnen, dass ich meine Abschlussarbeit für die Universität schreibe und fragte, ob sie mir für ein Interview zur Verfügung stehen würden. Nicht alle von mir gefragten Personen stimmten zur Teilnahme zu. Jene, die sich bereitstellten, ließ ich selber entscheiden, welchen Ort der Interviewdurchführung sie präferieren. Alle fünf jungen Männer waren sehr unschlüssig und überließen mir die Entscheidung. Da es mir wichtig erschien, dass die Befragungen in einem neutralen Raum stattfinden, fielen das Jugendzentrum und diverse Lokale im 15. Bezirk weg. Ich entschied mich für ein Café im 6. Bezirk, um die Gefahr der Beeinflussung von außen zu verringern und einen geschützten Raum sicher zu stellen. Außerdem war das Café für die Jugendlichen verkehrstechnisch leicht erreichbar.

Bevor ich mich „ins Feld" wagte, las ich mich in die Literatur ein und brachte mich auf den aktuellen Forschungsstand. Im Jänner 2010 fand dann die Erhebung der Interviews mit den Jugendlichen statt. Die Befragungen wurden in deutscher Sprache durchgeführt und dauerten zwischen 38 und 80 Minuten.

Um eine möglichst umfassende Erzählung über ihr Leben zu erhalten, entschied ich mich für das sogenannte „narrative Interview". Diese Form des Interviewens wurde von Fritz Schütze entwickelt und wird häufig im Zusammenhang mit lebensgeschichtlich bezogenen Fragestellungen eingesetzt. Ein wichtiges Kennzeichen des narrativen Interviews ist die *„erzählgenerierende Einstiegsfrage"* (Hopf 2005:255). Damit gemeint ist die Aufforderung zum Erzählen, die so formuliert sein soll, dass Erinnerungen der GesprächspartnerInnen mobilisiert werden und sie frei erzählen können. Damit strukturieren die Befragten ihre Geschichte selbst. Die GesprächspartnerInnen sollten so weit als möglich autonom sprechen, wobei zunächst der/die Interviewer/in nicht intervenieren sollte. Diese/r sollte in die Rolle des Zuhörenden und Unwissenden schlüpfen und durch unterstützende Gesten zur Aufrechterhaltung der Erzählung beitragen (vgl. Hopf 2005:255-256).

Ich habe meinen Interviewpartnern eingangs die zentralen Schlagwörter meiner Diplomarbeit genannt und sie anschließend darum gebeten, mir von Geburt an alles über ihr Leben zu erzählen, was ihnen einfällt. Ich betonte, dass ich besonders an ihren familiären und verwandtschaftlichen Beziehungen interessiert sei.

Eine narrative Erzählung bedeutet immer ein Geübt-Sein im freien Reden. Das Erzählen ist zwar eine Alltagskompetenz, die aber unterschiedlich gut beherrscht wird. Es sollte mit bedacht werden, dass die fünf Burschen kein fließendes Deutsch sprechen. Wie sich herausstellte, erachteten drei der fünf jungen Männer ausschließlich ihre Bildungsbiographie für die Eingangsfrage als erzählenswert. Sie forderten mich mehrmals auf, Fragen zu stellen, da sie nicht mehr wissen, was sie mir erzählen könnten. Die Pausen zwischen dem Sprechen waren für die Jugendlichen schwer zu ertragen. Da das Thema dieser Arbeit aber viel umfangreicher als „nur" die Bildungsbiographie ist, wurde zwar auf die „erzählgenerierende Einstiegsfrage" nicht verzichtet, doch erforderte die Situation in allen Fällen das sogenannte offene Interview, das auf Grundlage einiger weniger Fragerichtungen geführt wird. Es gab also verschiede Themenkomplexe, die relativ offen abgefragt wurden. Wenn jemand der Befragten bereits etwas zu einem bestimmten Thema erwähnt hat, habe ich nachgefragt. Es wurde darauf geachtet, dass die Datenerhebung mit einem Verfahren durchgeführt wird, das Vergleichbarkeit durch die Vorgabe von bestimmten Themen (Beziehungen innerhalb der Familie, Übergang Schule-Beruf, Zukunftspläne usw.) bei gleichzeitiger Offenheit für die jeweiligen, darauf bezogenen Sichtweisen gewährleistet wurde. In der Literatur nennt Flick (2005) diese Form des Interviews *„Episodisches Interview"*. Im Gegensatz zum narrativen Interview gibt es nicht eine umfassende Erzählung, sondern es werden mehrere umgrenzte Erzählungen erbeten, um zu vermeiden, dass Situationen lediglich benannt, jedoch nicht erzählt werden.

Die Durchführung eines Interviews ist eine Form von „sozialen Handeln" und deshalb ist es wichtig selbstreflexive Aspekte zu bedenken. Sowohl der/die Interviewer/in als auch der/die Befragte produzieren aktiv das Interview. Zum Zeitpunkt der Interviews war ich nicht mehr in der Einrichtung tätig, was sicherlich dazu führte, dass sie mir mehr erzählten. Ohne Befürchtungen, dass ich mit jemanden aus dem Team bzw. mit ihren Eltern über das Erzählte spreche, hatten sie die Möglichkeit die unterschiedlichsten Aspekte ihrer Person und ihrer Lebensumwelt zeigen zu können.

Laut Hermanns (vgl. Hermanns 2005:366) gibt es zwei Haltungen, die das Verhältnis des Interviewers/der Interviewerin zu seiner/ihrer eigenen Interviewtätigkeit beschreiben, und zwar:

- Gefühl des Ausbeutens: deutet auf ein schlechtes Gewissen hin, da der/die Forscher/in eine/n Fremde/n dazu bringt, aus Eigennutz, Intimes anzuvertrauen.
- Gefühl der glücklichen Koinzidenz: der/die Interviewer/in macht ein Geschenk, indem er/sie Neugierde für die Interviewpartner zeigt und ihnen die Gelegenheit gibt, deren Sicht der Dinge ausführlich zu erzählen.

Während der Interviews sprachen die Jugendlichen teilweise über Probleme, die sie zu Hause mit ihren Eltern haben oder über die Schwierigkeiten einen Job zu finden. Es war schwer für mich in diesem Moment nichts zu sagen und nur mit dem Kopf zu nicken. Das Gefühl nach den Interviews war sehr zwiespältig. Einerseits freute ich mich, dass ich viele Informationen erhalten habe und dass sie bereit waren mir intime Dinge anzuvertrauen, andererseits war dieses Gefühl auch begleitet von einem schlechten Gewissen, weil ich nichts für sie tun konnte.

6.3. Das Auswertungsverfahren

Ich habe bereits während meiner Arbeit mit den Jugendlichen Notizen zu bestimmten Themen gemacht, die im Rahmen der Gespräche mein Interesse erweckten. Nach einer etwa zweimonatigen Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand zu Themen wie Migrantenjugendliche, Familie, Migration und Integration führte ich die Interviews durch. Aus den transkribierten Daten heraus entwickelte ich die ersten Konzepte. Ich habe entschieden, mich am Analyserahmen von Esser zu orientieren, da die vier Dimensionen Platzierung, Kulturation, Interaktion und Identifikation einen beträchtlichen Teil des Lebensbereiches eines Menschen abdecken. Diese Kategorien habe ich für die Auswertung der empirischen Daten zur Strukturierung übernommen. Andere Kategorien wiederum habe ich aus dem Material herausgearbeitet. Dabei habe ich mich in der Anfangsphase von bestehenden Theorien gelöst, um eben auch Kategorien aus den gewonnen Daten wachsen zu lassen. Hierbei habe ich also eine emische Perspektive eingenommen und bin in dieser Hinsicht nach der Methode der „Grounded Theory“[2] vorgegangen.

[2] Diese bezeichnet einen sozialwissenschaftlichen Forschungsprozess, der Datensammlung, Datenanalyse und Theorieformulierung ineinander verschränkt.

Ich habe also für die Auswertung der gewonnen Daten die Struktur von Esser übernommen und innerhalb dieser immer wieder Kategorien aus dem gewonnen Material wachsen lassen. Dabei habe ich darauf geachtet, thematische Bereiche und Kategorien in der ersten Fallanalyse zu finden, um anschließend eine thematische Struktur zu entwickeln, die die Auswertung der weiteren Interviews strukturierte. Für die Feinanalyse der thematischen Bereiche habe ich einzelne Textpassagen detaillierter interpretiert.

Bei der Darstellung der Ergebnisse wurde darauf geachtet, wenig zu interpretieren und den persönlichen Sichtweisen der Jugendlichen (d.h. dem wortwörtlich Gesagtem) mehr Raum zu geben. Werden Zitate „auseinandergerissen“, verlieren sie viel an Bedeutung. Deshalb sind viele Zitate auch relativ lang ausgefallen. Beim Aufbau der Darstellung der empirischen Ergebnisse orientierte ich mich stark am Integrationsmodell von Esser. Es sollte aber kritisch hinterfragt werden, was eine bestimmte Anordnung der Daten bei der Auswertung bedeutet. Die Problematik der Darstellung wird in der Anthropologie und Ethnologie unter dem Begriff der Krise der ethnographischen Repräsentation diskutiert. Vor allem die Arbeiten von Clifford Geertz (Vertreter der Postmoderne) fordern zur Neuformulierung des Verhältnisses von Beobachtung, Interpretation und textlicher Repräsentation auf (vgl. Matt 2000:579).

„Die Darstellung der Wirklichkeit ist immer zugleich eine Konstruktion von Wirklichkeit. Die Art und Weise der Anordnung der Daten, Aussagen und Ergebnisse erzeugt eine entsprechende Deutung der Welt“ (Matt 2000:581). Geertz ist der Meinung, dass ein übergreifender Sinn in der Welt nicht mehr gefunden werden kann. Da laut ihnen alles Interpretation ist, bestreiten sie die Möglichkeit der Erfassung von Realität.

Eine gute Strategie zur Validierung ist die Offenlegung des Vorgehens und des Interpretationsprozesses (ihre Nachvollziehbarkeit). Laut Geertz reicht das aber nicht, wenn er behauptet, dass WissenschaftlerInnen für die Qualität ihrer Arbeit selbst verantwortlich sind. Er fordert deshalb, die eigene Autorschaft im Text sichtbar werden zu lassen, die eigenen Vorstellungen, Perspektiven und Kompetenzen offen zu legen (vgl. Matt 2000:582-586). Dies wurde in der vorliegenden Arbeit versucht zu berücksichtigen.

Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit sozusagen um eine „Mikro-Studie“ zu einer spezifischen Fragestellung und deshalb sollte man sich dessen bewusst sein, dass nur ein

abgesteckter Ausschnitt sozialer und historischer Wirklichkeit thematisiert werden kann. Aufgrund der geringen Zahl der Interviews kann die Arbeit keinen Anspruch auf Repräsentativität in diesem Sinne erheben, jedoch ist ein Kennzeichnen ethnologischer Arbeiten, Untersuchungen zu Einzelfällen zu bieten. *„Diese Fokussierung des Blickes bedeutet eine bewußte Absage an das Herstellen einer „Allgemeinheit in der Breite“ und gleichzeitig den Versuch, eine „Allgemeinheit in der Tiefe“ herzustellen und dadurch Details und Strukturen zu erfassen, die dem großen Überblick entgehen“* (Schiffauer 1991:27).

Das Ziel der Arbeit soll aber nicht die Herstellung einer Allgemeinheit sein, sondern die Offenlegung tieferer Strukturen durch die detaillierte Darstellung der Sicht- und Handlungsweisen der Jugendlichen. Im nächsten Kapitel (6.4.) sollen meine fünf Interviewpartner deshalb einzeln vorgestellt werden.

6.4. Darstellung der fünf Interviewpartner

Die Biographien der Migrantenfamilien und somit auch der Jugendlichen unterscheiden sich immer, da die Migration als Lebensereignis die Familien unter ganz unterschiedlichen Voraussetzungen und in unterschiedlichen Phasen des Familienzykluses trifft. Bei den Jugendlichen, die in dieser Arbeit zur Sprache kommen, handelt es sich, wie bereits gesagt, um Jugendliche der zweiten Generation. Zwei der jungen Männer sind in Wien geboren und drei in der Türkei.

Onur: „Der künstlerische Gestalter seines eigenen Raumes“

Onur war zum Zeitpunkt der Befragung 21 Jahre alt und hat in einer Stadt namens Aksaray, ca. 230 km südöstlich von Ankara, als erstgeborener Sohn das Licht der Welt erblickt. Er folgte mit fast sechs Jahren gemeinsam mit seiner Mutter und mit seinen zwei Geschwistern dem Vater nach Österreich. Er hat im 15. Bezirk in Wien Volksschule, Hauptschule und den Polytechnischen Lehrgang gemacht. Anschließend war er mit einem Freund zwei Jahre lang in Deutschland und später fast ein Jahr lang in Istanbul, um Arbeit zu suchen. Als er wieder in Österreich war, war er eine Zeit lang arbeitslos. Er hat dann seinen Zivildienst geleistet und

macht derzeit eine Lehre als Elektriker und zeitgleich einen Kurs beim Arbeitsmarktservice, in Folge AMS genannt.

Familienbiographie:

Die Eltern von Onur und Hazan haben in der Türkei geheiratet. Sie wohnten zuerst in einem kleinen Dorf und sind dann in die Stadt Aksaray gezogen. Der Vater folgte auf der Suche nach Arbeit dem Vater seiner Frau nach Österreich. In der Türkei hat der Vater als Lehrer gearbeitet. In Österreich verdient er seinen Unterhalt als Maurer. Anfangs lebte er in einer 2-Zimmer-Wohnung im 15. Bezirk und als er dann seine Familie nachgeholt hat, sind sie in eine Gemeindebauwohnung (auch im 15.) umgezogen. Die Mutter ist zu Hause. Die Schwester ist ein Jahr älter als Onur und hat eine Lehre als Frisörin gemacht.

HAZAN: „Der, der zwischen zwei Stühlen sitzt“

Hazan ist der jüngere Bruder von Onur. Er war zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt und ist genauso wie sein Bruder in Aksaray geboren. Er war vier Jahre alt, als er gemeinsam mit seinem älteren Bruder, seiner Schwester und seiner Mutter dem Vater nach Wien folgte. Volksschule, Hauptschule und Polytechnisches hat er – genauso wie sein Bruder Onur - im 15. Bezirk in Wien gemacht. Anschließend machte er dreieinhalb Jahre lang eine Lehre als Maschinenfertigungstechniker – vermittelt durch das AMS - und leistet derzeit seinen Zivildienst in einem Behindertenheim.

EMRE: „Der einsame Freie“

Emre ist zum Zeitpunkt des Interviews 18 Jahre alt und ist in Wien als dritter Sohn einer sechsköpfigen Familie geboren. Er war ein Jahr lang im Kindergarten. Sowohl die Volks- als auch Hauptschule hat er im 15. Bezirk gemacht. Er hat es unter anderem im Gymnasium als auch in der Höheren Technischen Lehranstalt (HTL) versucht, doch aufgrund fehlender Sprachkenntnisse in Deutsch musste er beide Schulen abbrechen. Nach dem Schulabschluss hat er eine Lehre als Maschinenfertigungstechniker absolviert, die ihm durch das AMS vermittelt wurde. Derzeit macht er ein Praktikum bei einem Installateur.

Familienbiographie:

Die Eltern von Emre kommen aus einem kleinen Dorf in der Türkei, wo die Menschen von der Landwirtschaft leben. Die beiden sind Cousinen. Der Vater von Emre ist mit 18 Jahren mit zwei seiner vier Geschwister und seinem Vater nach Wien migriert, um hier Arbeit zu finden. Nach einigen Jahren hat Emre´s Vater seine Frau und seine zwei in der Türkei geborenen Söhne nachgeholt. In Wien arbeitet er als Hilfsarbeiter. Die Mutter hat sieben Geschwister, wobei ein Teil in der Türkei und der andere Teil in Deutschland lebt. Sie hat in der Türkei keinen Beruf ausgeübt, in Wien ist sie Hausfrau. Die Mutter von seinem Vater kommt jedes Jahr für sechs Monate nach Wien, die restlichen sechs Monate lebt sie in der Türkei. Emre hat zwei ältere Brüder und einen jüngeren. Der älteste ist 26 Jahre alt und verheiratet mit einer Frau aus der Türkei. Sie erwarten demnächst Zwillinge. Er arbeitet bei der Österreichischen Bundesbahn (ÖBB) als Zugschlepper. Der zweite Sohn ist 22 Jahre alt und arbeitet bei den Wienerlinien als Elektrotechniker. Er ist ebenso verheiratet mit einer Frau aus der Türkei. Vor einigen Monaten haben die beiden ein Kind gekriegt. Der jüngere Bruder Atakan ist 15 Jahre alt und geht gerade in die 4. Klasse Mittelschule.

FURKAN: „Das ethnic revival!“

Der 18-jährige Furkan ist als einziger Sohn der Familie in Wien geboren. Da die Eltern ihn aufgrund von Platzmangel im Kindergarten (in Wien) nicht unterbringen konnten, schickten sie Furkan für sechs Monate in die Türkei. Nachdem die Eltern in Wien doch einen Platz für ihn gefunden haben, wurde er dort verwiesen. Die Volksschule hat Furkan im 6. Wiener Gemeindebezirk besucht, danach ist die Familie in den 15. Bezirk gezogen. Dort hat er dann die Hauptschule gemacht. Aufgrund mehrerer gewalttätiger Übergriffe ist Furkan in ein Internat in Mödling geschickt worden. Seitdem er die Hauptschule dort fertig gemacht hat, ist er arbeitslos.

Familienbiographie:

Seine Eltern lebten in einer Kleinstadt am Schwarzen Meer. Seine Mutter arbeitete als Schneiderin. Ziemlich bald nach der Hochzeit dürften die beiden im Jahre 1988 nach Österreich gekommen sein. Da die beiden kein Geld hatten, wohnten sie in der Wohnung

des älteren Bruders vom Vater. Der Vater arbeitete jahrelang als Bauarbeiter. Seit drei Monaten ist er arbeitslos. Die Mutter arbeitet als Reinigungskraft. Furkan hat noch eine jüngere Schwester.

ALTAY: „Der Doppelstratege“

Altay ist zum Zeitpunkt der Interviewdurchführung 21 Jahre alt, als ältester Sohn in der Türkei geboren und folgte gemeinsam mit seiner Mutter dem Vater nach Wien, als er drei Monate alt war. Sein Vater war etwa vier Jahre vorher nach Österreich gekommen um Arbeit zu suchen. Altay war im Kindergarten, in der Ganztagsvolksschule und dann zwei Jahre lang im Gymnasium. Aufgrund schlechter Noten war er dann aber gezwungen, in die Hauptschule zu wechseln. Anschließend hat er eine Fachschule für Hardware, EDV begonnen und diese wieder abgebrochen. Danach war er eine Zeit lang arbeitslos. Jetzt ist er im dritten Lehrjahr als Elektroinstallationstechniker. Altay befindet sich derzeit in einer Beziehung mit einem Mädchen mit philippinischem Hintergrund.

Familienbiographie:

Seine Eltern sind beide in der Nähe von Istanbul, am Schwarzen Meer aufgewachsen. Der Vater hat am Anfang in Wien als Buchbinder bzw. Helfer gearbeitet. Danach hat er einen Kurs als Maschineneinsteller gemacht und war dann jahrelang in diesem Bereich tätig. Vor sechs bis sieben Jahren hat er damit aufgehört und betrieb selbstständig ein „Schnitzelhaus“. Da das Geschäft nicht gut lief, löste er es wieder auf. Derzeit arbeitet sein Vater bei der Post als Angestellter. Seine Mutter war 18 Jahre lang als Reinigungskraft tätig und ist jetzt zu Hause. Altay hat eine zwölfjährige Schwester in der zweiten Hauptschule und einen kleinen Bruder, der gerade die zweite Volksschule besucht.

7. Die Auswirkungen der Familie auf die Integrationsleistung der Jugendlichen

Bei der Analyse des empirischen Materials werden die vier Dimensionen von Esser als zentral betrachtet. Sie stehen in Wechselwirkung zueinander und dienen somit als Struktur, innerhalb dieser die heterogenen Lebenswelten der fünf jungen Männer genauer beschrieben werden sollen. Eine Beschreibung der sozio-ökonomischen Situation der zweiten Generation ist wichtig zu umreißen, da diese strukturellen Rahmenbedingungen neben familiären Gegebenheiten unter anderem auch Auswirkungen auf Identitätsbildungsprozesse, auf Selbstbilder, Zukunftspläne und Lebensentwürfe haben. Durch das Aufzeigen der Teilhabebedingungen, die die Aufnahmegesellschaft bietet, und der Familiensituation kann erklärt werden, wie die Jugendlichen in diesem Spannungsfeld im beruflichen und sozialen Leben bestehen können.

Die kausale Abfolge, wie Esser sie postuliert, kritisiere ich in der vorliegenden Arbeit, da eine kausale Integrationstheorie immer eine sogenannte Endstation des Prozesses (was die kulturelle Anpassung betrifft) postuliert. Denn wann ist jemand in die Aufnahmegesellschaft vollständig integriert? Seine Auffassung, dass die Inklusion in die zentralen Bereiche (Teilsysteme) der Gesellschaft den Integrationserfolg der zweiten Generation erheblich erleichtert, teile ich.

Deshalb werde ich in Anlehnung an Essers Dimensionen der Sozialintegration den Einfluss der Familie auf die Integrationsleistung der Jugendlichen analysieren. Wirkt die Familie nun integrationshemmend oder integrationsfördernd?

7.1. Strukturelle Dimension

Laut Esser spielt die Positionierung im Bildungsbereich und am Arbeitsmarkt die entscheidende Rolle für die Sozialintegration und hat somit großen Einfluss auf die anderen drei Dimensionen (siehe Kapitel 4.1.).

In der vorliegenden Arbeit spielt der Übergang von der Schule in die Arbeitswelt eine wichtige Rolle, da die Burschen sich derzeit in dieser Phase befinden und ausgiebig darüber gesprochen haben.

7.1.1. Wohnsituation

Die meisten ArbeitsmigrantInnen und deren Familien hatten nicht vor für immer im Ausland zu bleiben. Das Ziel einer Migration war oft einfach Geld zu verdienen, zu sparen und dann wieder in das Herkunftsland zurück zu kehren. Deshalb steht bei vielen Familien das Sparziel im Vordergrund. Dies hat natürlich Auswirkungen auf das Wohnverhalten. Viele Migrantenfamilien leben aufgrund der finanziellen Situation in sogenannten Substandardwohnungen und in oft ethnisch segmentierten Stadtvierteln auf engstem Raum zusammen, wie auch aus meinen Interviews deutlich wurde:

Furkan: *„[..] Damals gabs keine Wohnung, egal ob Österreicher oder Türke. Es gab keinen Unterschied. Zum Beispiel zu dieser Zeit konnte man keine Wohnung finden. Ja und dann hat uns der Vermieter aus der Wohnung rausgeschmissen. Dann haben wir bei meinem Onkel gewohnt. .. Ja halt da waren zwei Familien, von meinem Vater, alsoo .. damals, es gab kein Geld und keine Wohnung“ (3-7).*

Das Leben in einem neuen Land ist für ArbeitsmigrantInnen anfangs meist mit Orientierungslosigkeit und finanziellen Problemen verknüpft. Dadurch kann es oft sein, dass mehrere Familien in einer Wohnung zusammenleben müssen, die sich durch eine geringe Wohnfläche kennzeichnet, wie es bei Furkan´s Familie der Fall war. Die Interviewpartner sprechen alle den mangelnden Platz in den jeweiligen Wohnungen an. Onur beschreibt dies im folgenden Beispiel ausführlicher:

„Die alte Wohnung war so klein, nur ein Zimmer, ein Kabinett und eine Küche, WC. Das war zu wenig für uns. Mein Vater, meine Eltern wohnten im Kabinett und wir mussten alle in einem Zimmer bleiben. Und jetzt haben meine Eltern ein eigenes Zimmer, meine Schwester, und ich und mein Bruder zusammen. Das passt für uns, da kann man alles machen. Zum Beispiel, wir stören niemanden, wir können den PC aufmachen, wir schauen einen Film an.

Oder telefonieren. Wenn alle im gleichen Zimmer sind, das geht dann nicht, wenn der andere Film schaut, der andere redet mit dem Handy.. das geht nicht. Wir könnten noch ein Zimmer haben, das wäre besser …" (Onur 233-241).

Die Schwester hat nun ein eigenes Zimmer und Onur und sein Bruder Hazan teilen sich eines. Er spricht die mangelnde Bewegungsfreiheit an, wenn sich alle in einem Zimmer befinden. Der Altersunterschied zwischen den Brüdern beträgt nur zwei Jahre. Die beiden haben ein freundschaftliches Verhältnis und deshalb scheint es Onur nicht zu stören, gemeinsam mit ihm in einem Zimmer zu sein. Dennoch meint er, dass ein eigenes Zimmer noch „besser" wäre. Auch Emre erwähnt die eher schlechte Wohnsituation bei ihnen zu Hause:

„Ja weil der Bruder jetzt auch bei uns ist, sind wir ein bisschen eingeengt, weil er schlaft mit seiner Frau und dem Kind in unserem Zimmer, Ramazan und ich schlafen im Schlafzimmer, im Riesenbett ((lacht)) und Mutter und Vater sind im Wohnzimmer …" (299-301).

Unter diesen Umständen und aufgrund mangelnder finanzieller Ressourcen sind die Möglichkeiten aber sehr beschränkt. Gerade im Jugendalter steigt das Bedürfnis nach mehr Raum und elternunabhängigen Bereichen. Dies erklärt auch, warum viele männliche Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund im öffentlichen Bereich (Lokale, Park, auf der Straße etc.) so sichtbar sind. Wenn zu Hause nicht genug Platz ist, versuchen sie sich anderweitig ihre sozialen Räume anzueignen.

7.1.2. Schule und Sprache

Im folgenden Kapitel möchte ich untersuchen, wie die fünf Interviewpartner ihre Erfahrungen in der Schule bewerten. Es hat sich herausgestellt, dass die Burschen dieses Thema immer wieder im Zusammenhang mit der deutschen Sprache erwähnen. Deshalb werden die Themen Schule und Sprache hier zusammenfassend dargestellt.

Hazan beschreibt anhand der Schulzeit, wie schwer der Anfang in Wien für ihn war. *„ […] Das ist irgendwie, weißt, du gehst in die Schule und du verstehst gar nichts. Die anderen reden, weißt eh, über dich und du weißt, dass die anderen über dich reden, aber du kannst nichts sagen. Das ist auch blöd! Oder .. die machen sich über dich lustig. .. Sie wissen, weißt eh, man*

merkt gleich dass du von Türkei bist oder dass du Ausländer bist. Du schaust so aus, als wärst du gestern gekommen. So gebräunt halt, weißt eh […]"(14-19).

Hazan war ganz klar mit anfänglichen Orientierungsproblemen und Ohnmachtsgefühlen konfrontiert. Er hat wahrgenommen, dass die anderen Kinder über ihn gesprochen haben, konnte sich jedoch aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse nicht artikulieren. Das Gefühl des Fremd-Seins verunsicherte ihn zusätzlich.

Furkan besuchte die Volksschule im 6. Bezirk: *„Da waren die meisten Österreicher in der Klasse. Ich war der einzige Türke in der Klasse. Damals gab´s im 6. noch nicht so viele Türken wie jetzt. Im 15. waren dann überall nur Ausländer. Da sind nicht so viele Österreicher .." (223-226).*

Der einzige „Türke" in der Klasse gewesen zu sein, hat ihn sehr geprägt, wie sich im Laufe der Arbeit noch herausstellen wird. Furkan spricht hier auch die räumliche Konzentration von MigrantInnen im 15. Wiener Gemeindebezirk an. Altay nimmt im Gegensatz zu Furkan und Hazan eine andere Stellung zum Thema „Schule" ein:

„Also am Anfang war das kein Problem für mich, weil ich schon im Kindergarten und so war. .. Und, also, also, ich hab mir nie schwer getan. Ich hab mich schon gut ausgekannt" (48-50).

Für Altay war die Zeit im Kindergarten also eine Art Vorbereitung auf die Schule. Später wurde in der Schule mehr gefordert, so blieb er auf der Strecke: *„Ich hatte schlechte Noten und .. ja .. es war zu schwer für mich. Dann war ich in der Hauptschule. Dann hab ich die Fachschule abgebrochen. Das war so für Hardware, EDV" (57-58).*

Wie sich weiter unten im Text herausstellen wird, haben die Interviewpartner zu Hause bisher nur die türkische Sprache verwendet und deshalb verwundert es nicht, dass die erste Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache im Kontext des Bildungssystems die anfängliche Orientierungslosigkeit zusätzlich verstärkt.

Auf die Bitte, mir mehr über die Zeit in der Schule zu erzählen, erklärten mir die fünf Burschen, warum sie die Schule abgebrochen haben bzw. abbrechen mussten:

Emre: *„[..] Dann hab ich Gymnasium versucht, das ich nicht geschafft habe, weil ich Probleme hatte in der Schule. Wir haben zu Hause nur türkisch gesprochen und in der Schule hatten wir*

deutsch. .. In Deutsch hatte ich immer Probleme, /ehm/ ich konnte zu Hause auch nicht deutsch reden, weil die Eltern nichts davon verstehen, halt .. mein Vater kann schon deutsch, aber halt nur das nötigste. Wegen der Baustelle, halt, .. Wie geht's? Gut und danke bitte. Und die Geschwister, die älteren, können auch deutsch, aber wir haben zu Hause nie deutsch gesprochen. Dann hatte ich Probleme in der Schule, keinen Helfer zu Hause natürlich, für die Schule. Das hat nicht geklappt, da habe ich in die Mittelschule gewechselt. Das war eh ok. Dann habe ich HTL versucht, das hat auch nicht geklappt.. Jetzt arbeite ich halt /ehm/ jetzt arbeite ich, seit September schon und das schaut eh gut aus. …/eh/.. das war immer ein Problem zu Hause, halt, die deutsche Sprache [..]" (12-21).

Die Probleme, die sich für Emre in der Schule ergeben haben, führt er eindeutig auf die mangelnden Sprachkenntnisse in Deutsch zurück. Es klingt so, als ob er seine Familie teilweise dafür verantwortlich macht, dass er die Sprache nicht besser beherrscht. Wenn er meint *„ich konnte zu Hause kein Deutsch reden"* deutet das darauf hin, dass er es gerne gemacht hätte und bewertet das somit als „entgangene Chance". Außerdem spricht er die mangelnde Unterstützung von Seiten der Familie an. Überdies erzählt er:

„Ja ich habs versucht. In der Volksschule hatte ich nur einen 2er und sonst alles 1er. Also ich war schon ein guter Schüler. Ich wollte auch nicht gleich ins Gymnasium, aber ich wollte schon weiter in die Schule gehen. Mein Bruder hat gesagt, also er hat mit meinen Eltern geredet, und die Lehrerin hat auch gesagt, dass ich sofort ins Gymnasium gehen soll und dass ich gut bin und so dann haben sie mich aufs Gymnasium geschickt. Das ist mir dann zu viel geworden. Alles auf einmal. In der Volksschule haben wir ja nicht viel gemacht und dann im Gymnasium kommt alles.. Dann hatte ich viele 5er. … Wegen der Rechtschreibung eigentlich. Das ist voll anders als bei uns. Artikel gibt's da gar nicht, da schreibt man einfach anders" (344-352).

Diese Interview-Aussage deutet nicht darauf hin, dass Emre zu jenem Zeitpunkt bereit für das Gymnasium war. Die Entscheidung haben LehrerInnen, Geschwister und Eltern für ihn getroffen. Diese haben die Chancen erkannt, die ihm mit dem Besuch des Gymnasiums offen stehen könnten und hatten hohe Erwartungen an ihn. Umso enttäuschender muss es für Emre gewesen sein, wieder in die Hauptschule zu wechseln und den Erwartungen von außen nicht gerecht worden zu sein.

Auch Hazan führt seine schulische Situation auf die mangelnde Sprachbeherrschung zurück:

„In der Volksschule war ich sehr gut, außer Deutsch. Also Deutschkenntnisse haben mir gefehlt, und die anderen waren alle 1er. Mathe und so. Ich wollte zuerst ins Gymnasium gehen, aber dann hab ich mir gedacht, ich kann eh kein Deutsch. Was mach ich dort. Es war unnötig irgendwie .. auch schwer“ .. (24-27).´

Hazan begründet den Misserfolg in der Schule, genauso wie Emre, mit den mangelnden Deutschkenntnissen. Hazan´s Aussage wirkt sehr resignierend. Er wäre gerne weiter in die Schule gegangen, aber aufgrund der schlechten Sprachkenntnisse hat sich das laut ihm erübrigt.

Auf die Frage, ob die Burschen zu Hause von ihren Familien unterstützt wurden, meint Emre:

„Unterstützt? Selber können sie ja nicht unterstützen. Weil sie nichts können, aber die wollten, die haben mir sogar Nachhilfe bezahlt, dass ich dort hin gehe, aber die waren so. Die waren Studenten. Es waren solche Typen, die kamen jeden Tag hier her, tun wir irgendwas zusammen. Die wollten mich irgendwo rein ziehen oder so. Da wollt ich gar nicht mehr hin“ (365-368).

Wie selbstverständlich wies mich Emre darauf hin, dass eine Unterstützung von Seiten der Eltern unmöglich war. Der Vater und die Mutter schienen die Problematik aber zu erkennen und holten sich Unterstützung „von außen“. Emre´s Aussage deutet jedoch auf ein Misstrauen hin, welches er bzw. seine Eltern diesen Studenten entgegen brachten und so brach er die Nachhilfestunden ab. Hazan führt die mangelnde Unterstützung von zu Hause auf die Sprachkenntnisse der Eltern zurück:

„Jaja. Aber zu Hause sprechen wir immer türkisch. Mein Vater kann nicht so gut Deutsch und meine Mutter kann fast überhaupt gar kein Deutsch. Nur ein bisschen. Sie ist eh in den Kurs gegangen, drei vier Monate, aber trotzdem kann sie´s nicht. Was soll sie lernen nach 30 Jahren. Das ist sehr schwer“ (29-32).

Auch hier zeigen sich Ohnmachtsgefühle in der Familie, da die Eltern ihren Sohn nicht unterstützen konnten. Bei Furkan in der Familie war das wiederum anders als bei Hazan und Emre:

„Na. Sie wollten schon, aber, also sie haben nicht gesagt, lern lieber deutsch oder so. Also, sie haben eigentlich gar nichts gesagt. Also nicht ja oder nein“ (206-207).

Furkan´s Eltern nahmen also keine unterstützende, sondern eher eine passive Rolle ein. Sie schienen – im Gegensatz zu den anderen Eltern - kein großes Interesse am schulischen Erfolg ihres Sohnes gehabt zu haben sein.

Nachhilfe haben Hazan, Onur, Altay und Furkan keine gekriegt. Als Kinder- und Jugendbetreuerin weiß ich aus der Praxis, dass viele Eltern – vor allem wenn sie noch nicht lange in Wien sind – über Nachhilfeangebote etc. nicht Bescheid wissen. Viele glauben auch, dass die Angebote viel Geld kosten und somit zu teuer für ihre Verhältnisse sind. Jede Medaille hat aber zwei Seiten. So reicht es nicht nur „die Schuld“ bei den Eltern zu suchen. Anscheinend ist auch das Schulsystem in Wien nicht fähig, die SchülerInnen bei den Sprachkenntnissen in Deutsch gerecht zu fördern.

In Kapitel 5.2.2. steht geschrieben, dass türkische Eltern hohe Bildungserwartungen an ihre Kinder haben. Wie sich bei diesen Beispielen herausstellte, scheinen die Eltern zwar Erwartungen an die Kinder zu haben, welche aber nicht konkret sind. Beim Thema Schule scheinen sie keine zentrale Funktion einzunehmen.

Nicht nur Orientierungsprobleme, Sprachprobleme in Deutsch und mangelnde Unterstützung von Seiten der Familie werden von den Interviewpartnern genannt, um ihre schulische Situation zu beschreiben. Furkan geht sogar weiter und spricht Diskriminierungswahrnehmungen an:

„Ich konnte nicht weiter in die Schule gehen. Die Lehrer haben mir einfach einen 3er geschrieben und das war´s. Mit einem 3er kommst du nicht in ein Gymnasium. […] Aber die Lehrer ziehen auch die Österreicher vor. Nicht nur die Österreicher, auch Kroaten, Polen, was in der Nähe liegt. Das hat schon mit der Religion auch etwas zum tun. Bei uns haben die Lehrer einfach die Türken angesprochen, geht’s als Tischler, Maurer, die brauchen solche Leute. Dann hab ich einfach aufgehört“ (288-297).

Furkan fühlte sich in der Schule ungerecht behandelt und führt das auf Diskriminierung von Seiten der Lehrenden zurück.

Er beschreibt, dass er bereits im Kindergarten und in der Volksschule viele Probleme hatte: *„[..] nur, dann halt war ich in der Türkei für sechs Monate. Also meine Eltern konnten mich nicht im Kindergarten unterbringen. Es gab keinen Platz und so. .. Dann nach sechs Monaten war ich wieder hier, weißt. Dann war ich in drei Kindergarten, von einem rausgeschmissen ((lächelt)). Ja und für meine Mutter war das schon urzach. Sie brachte mich zum Kindergarten, und sie war erst 24 und sie musste arbeiten, für die Kinder sorgen. Statt Studium nur Familie. [..]Und ja, dann war ich in der Volksschule. Ich hatte immer Probleme in der Volksschule halt. Also ich war so ziemlich der einzige Türke in der Klasse und am Anfang wurde ich immer gehänselt, in der ersten Klasse, zweiten Klasse. Dann kam die dritte Klasse, .. da hab ich so einen Ausbruch gekriegt, weißt, also meine Lehrerin hat mich auch schon geschimpft. Wegen meinem Herkommen und so, weißt. Ich hab zum Beispiel zwei geschrieben, ich hab einen dreier bekommen. Als ich noch klein war, hab ich gecheckt, dass ich anders bin als die anderen. [..] Also .. ich war auch ein bisschen, also .. gewalttätig. Auch als ich klein war. Selbst ich hab mal eine kassiert. Im Internat gabs kein klein oder groß, da hat jeder mal eine Watsche bekommen“ (11-35).*

Auch mit dieser Aussage führt Furkan den schulischen Misserfolg auf Diskriminierung von Seiten der Lehrenden und der MitschülerInnen zurück. Auf seine Wahrnehmungen reagierte er mit aggressivem Verhalten. Ihm ist bewusst, dass er gewalttätig handelte und dass das nicht positiv ist, doch er legitimiert sein Verhalten mit der Opferrolle, die er einnimmt.

Man kann klar erkennen, dass seine Frustrationstoleranz nicht sehr groß ist und er sich wahrscheinlich deshalb zu aggressiven, rassistischen Äußerungen und Handlungen gezwungen sah. Furkan war der einzige, der mir von Diskriminierungserfahrungen in diesem Ausmaß erzählte.

Die Schwierigkeiten in der Schule hängen laut den Jugendlichen stark mit den mangelnden Sprachkenntnissen in Deutsch zusammen. Der soziale Aufstieg ist für die Jugendlichen schwer, was unter anderem auch auf die mangelnden ökonomischen und kulturellen Ressourcen der Eltern zurückzuführen ist.

7.1.3. Übergang Schule – Beruf

Wie in Kapitel 2.2.4. bereits erwähnt, ist die Startposition - und somit auch die Aufstiegschancen im beruflichen Leben - für Kinder von ArbeitsmigrantInnen oft sehr schwierig. Es stellt sich nun die Frage, wie die Interviewpartner ihre Positionierung im Beruf bewerten.

Hazan leistet derzeit seinen Zivildienst. Er hat bereits zuvor eine Lehre als Maschinenfertigungstechniker gemacht. Auf die Frage, wie er zu dieser Entscheidung gelangte, meinte er:

„Das war Zufall. Als ich in der Türkei war, hat mir AMS einen Brief geschickt, dass ich einen Kurs anfangen kann. Das war so ein Kurs, ein Monat oder so und ich bin dann dort hin gegangen und, weißt eh, so, ur, irgendwelchen Blödsinn haben wir gemacht. So R e f e r a t e, .. und dann hat der Betreuer zu uns gesagt, wenn wir wollen so, dass wir zu so Jobs hingehen können. Dann können wir aufgenommen werden. Zuerst haben die uns gesagt, das ist eine ganz normale Lehre, .. aber es war nicht so, es war eine AMS Maßnahme. Dann bin ich halt dorthin gegangen. Ich wusste nicht einmal, was ich dort machen soll, halt, welcher Job das ist. Es war mir halt egal. Hauptsache irgendwas. Dann bin ich dorthin gegangen, hab die Prüfung gemacht. Ich wollte zuerst Maschinenbautechniker machen, aber dort gab es keinen Platz mehr für mich und sie haben mir gesagt, ich kann Maschinenfertigungstechniker machen. Dann hab ich halt gesagt, ja ok. Trotzdem, aber ich wusste gar nichts über den Job, .. einfach gar nichts. Und dann bin ich halt dorthin gegangen und hab urviele Sachen gesehen, die für mich ganz neu waren. .. Und eh, ja ich wollte einfach fertig mit der Lehre werden“ (35-49).

Dem jungen Mann war es wichtig, eine Lehre machen zu dürfen. Diese Interviewpassage deutet eher auf eine „Ich mache das, was ich kriegen kann“-Aussage hin, als auf eine „Ich habe mich dafür entschieden, weil“- Aussage. Die folgende Interviewpassage zeigt, dass Hazan weder eine Vorstellung über das Berufsbild hatte, noch schien er sich im Vornhinein darüber informiert zu haben, wie die Jobaussichten in dieser Branche aussehen:

„In dem Bereich gibt´s keinen Job glaub ich. Ich hab mich zuerst angemeldet als Maschinenfertigungstechniker, beim AMS und die haben mir halt gesagt, dass es in dem Bereich nicht so viele Jobs gibt“ (61-63).

Das weist auf eine sehr passive Haltung hin. Er bewertet sich selbst als Opfer von gegebenen Strukturen und entzieht sich somit der Möglichkeit, für sich selbst aktiv Entscheidungen zu treffen. Außerdem meint er:

„[..] Und ich hab mir gedacht, wenn ich eine Lehre hab, kann ich wenigstens weißt eh, bei den Wiener Linien arbeiten. Als Straßenbahnfahrer oder so. .. Ja und so hab ich dann fertig gemacht“ (54-56).

Der Bruder von Hazan hat, wie weiter unten näher erläutert wird, klare Vorstellungen seine berufliche Zukunft betreffend. Er möchte bei den „Wiener Linien“ arbeiten. Hazan scheint sich also hier an seinem Bruder orientiert zu haben.

Als Hazan arbeitslos war, war er sehr oft im Verein. Er war zu dieser Zeit schlecht gelaunt und ungeduldig. Mit der ihm „aufgezwungenen Freizeit“ konnte er nichts anfangen. Er wirkte teilweise sehr resigniert, bis wir BetreuerInnen ihm damit Hoffnung machten, dass er bei uns im Verein als Zivildiener anfangen könne. Nach einem Gespräch mit dem Geschäftsführer schien alles geklärt, doch Hazan berichtete:

„Bei XXX geh ich nicht mehr hin. Weil ich wollte zuerst dort Zivildienst machen. Ich hab mich vor sechs Monaten oder so dort angemeldet, und dann hab ich mit dem Chef geredet. Er hat gesagt, ja du kannst im Mai anfangen. Und dann bin ich halt dorthin gegangen, und die haben mir gesagt es gibt keinen Platz mehr. .. Das war ganz schön blöd für mich“ (106-109).

Obwohl er sich sechs Monate vorher für den Zivildienst dort angemeldet hatte, klappte es nicht. Ohne ein Interesse an einer Begründung zog Hazan sich zurück und war seitdem nicht wieder im Verein. Er fühlte sich allem Anschein nach zurückgewiesen.

Auf die Frage, wie die Eltern sich während der Berufsorientierungsphase verhalten haben, meint Hazan: *„Sie haben mir einfach gesagt, ich soll irgendwas machen. Halt nicht so wie die anderen, weißt eh. Urviele die haben zum Beispiel gar nichts gemacht. Zum Beispiel XXX. Er hat bis jetzt gar nichts gemacht, außer ein bisschen dort gearbeitet, ein bisschen da gearbeitet. Und ich hab mir gedacht, wenn ich eine Lehre hab, kann ich wenigstens weißt eh,*

bei den Wienerlinien arbeiten. Als Straßenbahnfahrer oder so. .. Ja und so hab ich dann fertig gemacht" (51-56).

Seinen Eltern war eine Absicherung für ihren Sohn wichtig, auch wenn sie ihm keine konkrete Orientierung bieten konnten. Onur, der Bruder von Hazan, schien sich bei der Suche nach einer passenden Lehrstelle zunächst an seinem Vater zu orientieren:

„Schwere Arbeit. Ich wollte auch Maurer machen, dann hab ich gesagt, nein. Ich habe schnuppern probiert. Aja, ich war auch noch Zielpunkt, da war ich eine Woche lang. In der Schule haben wir das gemacht … (264-266).

Dann hat er sich jedoch für eine Lehre als Elektriker entschieden: *„Elektriker wollte ich machen, weil mein Freund, der ist auch Elektriker. Wir waren auch in Deutschland und in der Türkei. Da war ich mit ihm. Der ist gekommen und hat dann gleich eine Lehre gefunden hier. Wir haben uns zugleich in der Firma beworben, aber er hat nur einen aufgenommen. Ich wollte Elektriker werden wegen Kabel usw. Dann hab ich mich entschieden. Mein Vater sagt eh nichts. Hauptsache ihr habts eine Lehre. Eine Bestätigung, dass ich eine Lehre gemacht hab. Wenn du Hilfsarbeiter bist, dann kannst du ja nichts machen. Musst du das ganze Leben lang als Hilfsarbeiter arbeiten. Das ist nichts. Aber wenn du eine Lehre hast oder Schule gehst und du ein Diplom hast, dann ist das besser oder? Dann nehmen sie gleich alle auf. … Aber wenn du nichts gemacht hast" (268-276).*

Die Entscheidung, welche Ausbildung Onur machen soll, haben seine Eltern weitgehend ihm überlassen. Wichtig war ihnen jedoch, dass er eine Lehre oder eine Schule macht. Das Diplom in der Hand sozusagen war für sie an erster Stelle. Schlussendlich entschied er sich für eine Lehre als Elektriker, wobei er sich an seinem Freund orientierte. Doch er betont, dass er sich selbst dafür entschieden hat und bringt seine aktive Entscheidung in Zusammenhang mit seiner Familie. Für sich hat er die Wichtigkeit einer abgeschlossenen Lehre erkannt. Sein Vater scheint sehr unscharfe Vorstellungen darüber zu haben, was genau er sich von seinem Sohn erwartet. Es sind Erwartungen da, doch kann der Vater in diesem Fall anscheinend keine praktische Hilfestellung geben. Trotzdem scheint Onur ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Er wirkt zumindest orientierter als sein Bruder Hazan:

„Ich mache eine Lehre als Elektriker, das dauert eineinhalb Jahre und der Kurs im AMS, ja .. das dauert eineinhalb Jahre, kann auch zwei Jahre dauern. Das kommt drauf an wie du

arbeitest. Zeichnen habma, Deutsch, wenn du das alles schaffst hat man .., jede zweite Woche gibt's eine Prüfung. Wenn du die Prüfungen nicht schaffst, musst du wieder zurück zum AMS gehen. Deswegen muss man viel arbeiten. Ich bin zwei, drei Tage in der Schule und einen Tag in der Werkstatt. Alles gleichzeitig machen, alles lernen , ja …" (245-251).

Onur ist also informiert und hat ein klares Ziel vor Augen. Auch Emre scheint zu wissen, was er will, auch wenn ihm seine Eltern keine Unterstützung bieten können:

„Also eine ordentliche Lehrstelle hab ich jetzt nicht, das ist nur vom AMS so ein Kurs. Ok, da hat man auch einen Lehrabschluss, aber man verdient da nur 240 Euro im Monat. Das ist nichts, nur für meine Zigaretten und so […] .. ich mach jetzt ein Praktikum beim Installateur. Wenn´s gut läuft, wenn sie mich haben wollen, dann beginn ich da richtig. Mit einer Lehre. Auf der Baustelle gefällt´s mir viel besser als Maschinenfertigungstechniker. Da vergeht die Zeit schneller, als in der Werkstatt. Wenn ich gut bin, dann krieg ich viel Geld, so 640 statt 240" (329-339).

Mit der sogenannten AMS-Maßnahme schien Emre nicht zufrieden zu sein. Als Jugendarbeiterin weiß ich, dass das Arbeitsmarktservice darauf achtet, dass Arbeitslose nach sechs Monaten nicht in die Kategorie des Langzeitarbeitslosen fallen. Deshalb werden viele Jugendliche nach fünf- bis sechsmonatiger Arbeitslosigkeit in sogenannte AMS-Maßnahmen förmlich „reingesteckt". Die Beschäftigung in den dortigen Werkstätten ist meist sehr monoton und diese fehlende Abwechslung erklärt auch, warum für Emre die Zeit so langsam vergangen ist. Deshalb steckt er jetzt all seine Hoffnungen in einen zukünftigen Lehrplatz beim Installateur.

Auf die Frage, was sich seine Eltern für seine berufliche Zukunft erwarteten, meint er: *„Ja die wollten unbedingt, dass ich eine Schule mache. Damit nicht arbeite wie mein Vater, sondern selber Befehle erteile, Befehle, halt… Aber jetzt wollen sie einfach, dass ich eine Arbeit habe, dass ich mit einem ordentlichen Mädchen heirate, ausziehe und einfach lebe halt, wie es sich gehört" (354-357).*

Emre war der erste von vier Söhnen, der nicht in der Türkei, sondern in Wien geboren ist. Er ist ein sehr intelligenter junger Mann, was sowohl die LehrerInnen als auch die Eltern wussten. Da die Deutschkenntnisse für eine erfolgreiche Schullaufbahn nicht genügend waren, machte er eine Lehre. Die Eltern hatten anscheinend hohe Erwartungen an Emre,

auch wenn sie nicht konkret waren. Im Laufe der Zeit und aufgrund der Umstände haben sie diese offenbar herunter geschraubt.

Altay hat die EDV-Fachschule abgebrochen, da er lieber arbeiten gehen wollte als in die Schule. Bevor er die Lehre angefangen hat, war er zu Hause und ist kurzfristigen Beschäftigungen nachgegangen, auf die er aber nicht näher eingeht. Er scheint mit seinem Beruf ganz zufrieden zu sein:

„[..] Dann war ich lange Zeit zu Hause. Hier und da. Also beim Vater hab ich auch gearbeitet. .. und dann hab ich eine Lehre angefangen mit 18. Jetzt hab ich noch eineinhalb Jahre. Jetzt bin ich im 3. Lehrjahr. Als Elektroinstallateur" (60-63). Seine Eltern wünschen sich für ihn, dass *„ich einen Job hab, und dass ich mich .. also weiterstufen kann. Also als Werkmeister oder so, weiterbilde" (96-97).*

Furkan geht überhaupt nicht auf die Erwartungen der Eltern ein. Er erklärt sich die Schwierigkeiten beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt erneut mit seinen Diskriminierungserfahrungen:

„[..] Zum Beispiel .. ich hatte eine Schulkollegin. Sie hat einen zweier gekriegt, ich wollte einen zweier, ich wollte ins Gymnasium gehen. Sie hat es mir nicht gegeben. Sie hat mir einen dreier gegeben und ich wollte keinen dreier. Ich war Klassenbester. Trotzdem hat sie mir einen dreier gegeben. Also .. ich war beim AMS dort. Ich wollte eine richtige Lehre anfangen .. und dann .. ja, es ist nicht gegangen. Ich war Klassenbester, aber die österreichischen Kollegen sind weitergekommen. Solche bleiben schon Hintergedanken, weißt. Warum passiert das und so. Und ich will das nicht mehr [..]" (71-77).

In einem System, in dem er sich tagtäglich ungerecht behandelt fühlt, hat er kein Interesse zu investieren. Keiner der anderen Interviewpartner stellte sich so gern in einer selbstgewählten Opferrolle dar, wie es bei Furkan der Fall war. Er scheint seine ganze Welt mit den Kategorien Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zu strukturieren und mit dieser Strategie legitimiert er wichtige Aspekte in seinem Leben.

Die Jugendlichen bei ihrer Berufswahl zu unterstützen, ihnen Orientierung zu bieten und sie zu begleiten, sind zentrale Aspekte in der außerschulischen Jugendarbeit. Die Erfahrung hat

mir gezeigt, dass für viele Eltern mit migrantischem Hintergrund die Angebote und Strukturen von Lehrstellen nicht transparent sind. Im Verein tauschen sich die Jugendlichen rege über ihre Erfahrungen in bestimmten Lehrstellen aus. Leider haben die Jugendlichen wenig Wissen darüber wie groß das Spektrum an Lehrberufen ist. Aufgrund dieser fehlenden Übersichtlichkeit haben sie Schwierigkeiten, Chancen und Möglichkeiten zu erkennen. Meiner Erfahrung nach nehmen Freunde für die berufliche Orientierung eine unterstützende, wenn nicht die zentrale Funktion, ein. Wichtig ist, dass die Jugendlichen nach der Erfüllung der Schulpflicht nicht aus dem System fallen. Deshalb ist die Meldung beim Arbeitsmarktservice sehr wichtig. Für viele Jugendliche ist bereits das eine große Hemmschwelle. Die Tatsache, dass die fünf Burschen sich dort alle als arbeitssuchend gemeldet haben, zeugt von Aktivität.

Wie sich zeigt, ist die Startposition für die Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund sehr schwer. Bereits in der Schule wuchsen die fünf Burschen mit dem Gefühl auf, anders zu sein bzw. „nicht dazu zu gehören“. Die mangelnden Sprachkenntnisse in Deutsch und die fehlende Unterstützung von Seiten der Familie führten dazu, dass die Jugendlichen keine höhere Schule besuchen konnten. Somit ist die Erlernung eines Lehrberufes die einzige Alternative, die ihnen zu bleiben scheint. Wie sich aus den Interviewpassagen herauslesen lässt, spielt die Beherrschung der Sprache eine immense Rolle für die weitere Laufbahn der Jugendlichen. Aber auch die Tatsache, dass die fünf Interviewpartner der unteren sozialen Schicht angehören und deshalb innerhalb dieser Strukturen eingeschränkt sind, sollte nicht vergessen werden. Als ArbeitsmigrantInnen sind sie in schlecht bezahlten und meist in gesellschaftlich nicht gut angesehenen Jobs tätig. Somit überträgt sich die strukturelle Position der ersten Generation auf die zweite und ein sozialer Aufstieg wird schwer.

Aus den Interviews ist ersichtlich, dass Freunde bei der Berufswahl oft sehr unterstützend wirken. Die Eltern hingegen bringen zwar Erwartungen an ihre Kinder heran, sind aber sehr oft nicht imstande bei der Berufsorientierung ihrer Kinder unterstützend zu wirken. Deshalb kann zusammenfassend gesagt werden, dass die Familie sowohl integrationsfördernd als auch integrationshemmend wirkt.

7.2. Kulturelle Dimension

Esser behauptet, dass die Beherrschung der deutschen Sprache und das „Wissen“ über sogenannte kulturelle Fertigkeiten, Werte und Normen des Aufnahmelandes ein weiterer Schlüssel für die Integration von MigrantInnen und deren Kinder darstellen.

Im vorigen Kapitel wurde das Thema Sprache im Zusammenhang mit der Schule erläutert. Hier wird noch einmal auf den Sprachgebrauch der Jugendlichen, sowie deren Selbsteinschätzung der Sprachbeherrschung, eingegangen.

Das Thema Werte und Normen stellte sich als außerordentlich schwierig zu erfassen heraus. Internalisierte Werte eines Menschen sind schwer abfragbar. Ich bin mir dessen bewusst, dass es ein sehr heikles Thema ist, in das ich mich vorwage. Dennoch haben die Interviewpartner einiges angesprochen, worauf ich in dieser Arbeit nicht völlig verzichten möchte. Um diesem Thema annähernd gerecht zu werden, habe ich versucht keine Kategorien von außen heranzutragen, sondern habe darauf geachtet, inwiefern die Jugendlichen für sich selbst „Kategorien“ erstellt haben. Diese versuche also aus einer emischen[3] Perspektive herzuleiten. Die von ihnen genannten „Kategorien“ betreffen Werte in Bezug auf die familiäre Struktur, Geschlechterrollen und die Vorstellung über Kindererziehung.

7.2.1. Sprache

Das Thema Sprache war ein sehr Zentrales bei den Interviews. Immer wieder kam es in den verschiedensten Zusammenhängen vor. Tatsächlich fiel bei den Interviewten eine ausgeprägte Sprachunsicherheit auf. Onur beispielsweise versicherte sich vor dem Interview, ob das Gesagte „korrigiert“ wird, da seine Deutschkenntnisse nicht sehr gut wären. Auch während der Betreuung im Jugendzentrum hatten wir das Thema Deutsch öfters. Die jungen Männer bestätigten mehrmals, dass sie sich sicherer fühlen würden, wenn sie sich auf Türkisch unterhalten können. Zu beobachten war auch, wenn jemand „Fehler“ beim

[3] Eine emische Perspektive einnehmen bedeutet hier, an das Wissen der Befragten anzuknüpfen und sie mit ihren Worten sprechen zu lassen.

Sprechen in Deutsch machte, die gesamte Gruppe sich über den Besagten lustig machte. Dieses Verhalten wirkt sicherlich nicht unterstützend bei der Erlernung der deutschen Sprache. Die Folge davon ist Verunsicherung, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit wiederum den Zugang zu nicht-türkischsprachigen Kindern und Jugendlichen, aber auch Erwachsenen, erschweren wird.

Alle Interviewpartner geben an, ihre Muttersprache besser zu beherrschen als die deutsche Sprache. In allen Familien ist die Verkehrssprache zwischen Eltern und Jugendlichen die türkische Sprache. Mit den Geschwistern sprechen die Burschen sowohl Deutsch als auch türkisch. Onur beispielsweise meint:

„Immer türkisch. Würden wir in Deutsch sprechen, wären wir wie Österreicher ((lacht)). Das wär schon gut, aber wenn wir deutsch reden, dann versteht uns meine Mutter nicht. Das ist auch Gewohnheit. Wir reden immer türkisch, ich weiß nicht warum" (497-499).

Hazan bestätigt die Aussage seines Bruders und fügt hinzu: *„Besser türkisch. Auch schreiben türkisch. Ich hab sicher Rechtschreibfehler, aber trotzdem kann ich´s. Ich kann besser schreiben als ich spreche. Also wenn ich schreibe, kann ich besser Deutsch als wenn ich spreche" (246-248).*

Die Deutsch- aber auch Muttersprachkenntnisse reichen zwar für die Alltagskommunikation, aber oft nicht für Zwecke der Bildung. Die Jugendlichen sind sich dessen bewusst, dass eine perfekte Beherrschung der deutschen Sprache für sie in vielen Bereichen Vorteile bringen würde. Die Jungen bewerten ihre Sprachkenntnisse aber generell negativ, wie sich teilweise aus den Interviews herauslesen lässt und teilweise im Jugendzentrum besprochen wurde.

Die Eltern von Altay und von den Brüdern Hazan und Onur scheinen sich dessen bewusst zu sein, wie wichtig die Erlernung der deutschen Sprache für ihre Kinder ist. Auf die Frage welche Sprache gesprochen wird, meint Altay:

„Zu Hause haben wir immer Türkisch gesprochen. .. Und halt Deutsch fernsehen. Wir haben türkische Kanäle und deutsche, also alle beide" (52-53).

Im Falle von Onur und Hazan verzichtete der Vater sogar ganz auf türkische Kanäle: *„Ich hab hier Telekabel, ich hab keine türkischen Kanäle. Weil mein Vater hat gesagt, wenn ihr*

türkisch habt´s, dann werdet´s ihr nie Deutsch lernen. Deswegen hat er nie gekauft" (166-168).

Zusammenfassend kann in Bezug auf die Beherrschung der deutschen Sprache festgestellt werden, dass sie eine Schlüsselposition für eine erfolgreiche Integration einnimmt. Da die Eltern laut den jungen Burschen die deutsche Sprache anscheinend nicht sehr gut beherrschen, wird zu Hause meist türkisch gesprochen. Onur führt das unter anderem auch auf die Gewohnheit zurück. Da einige der Eltern ihre Kinder nicht selbst unterstützen können, sie aber teilweise wissen wie wichtig die Erlernung der Sprache ist, wirken sie durch das Schauen von deutschem Fernsehen integrationsfördernd.

7.2.2. Wertvorstellungen

FAMILIÄRE STRUKTUR UND GESCHLECHTERROLLEN

Die Meinungen und Sichtweisen der Jugendlichen zur familiären Struktur und zu innerfamiliären Geschlechterrollen geben über Wertvorstellungen Auskunft. Aus diesem Grund werden im folgenden Unterkapitel einige aussagekräftige Interviewpassagen besprochen.

Onur und Furkan machen hier eine klare Grenzziehung zwischen „türkischer" und „österreichischer" Familie:

Onur: *„Der Vater ist immer der größte. Man muss alles machen was er sagt. Weißt du, das ist auch von der Kultur her, wir folgen ihm immer, der Anführer, ja" (460-461).*

Furkan: *„[..] Ja .. als ich klein war, hatte ich alles. Ich war der einzige Sohn in der Familie. Ich hab alles bekommen, das ist eh so bei uns halt. Wenn du der einzige Sohn bist, kriegst alles. .. Und ja, als ich klein war, war ich der Berühmteste zu Hause. Ja der Onkel und so und ich war der jüngste. Das ist schon ein bisschen ein komisches Gefühl" (7-11).*

Wenn Onur den Begriff „Kultur" in diesem Zusammenhang in den Mund nimmt und Furkan meint *„das ist eh so bei uns"*, deutet das darauf hin, dass sie „die türkische Familie" als etwas „Anderes" abgrenzen, indem sie behaupten, dass in türkischen Familien andere Strukturen

herrschen als in anderen Familien. Sie selbst sagen, dass der Vater als Familienoberhaupt die höchste Position inne hat und dass ein männlicher Nachkomme, vor allem wenn er der einzige ist, eine privilegierte Stellung innerhalb der Familie genießt. Die innerfamiliären Rollen werden hier nur kurz angesprochen, da sie bei der Darstellung der Familienbeziehungen (siehe Kapitel 8.1.) noch einmal explizit dargestellt werden.

Auch Hazan macht eine Gegenüberstellung, wenn er meint *„bei uns“* und *„bei euch“.* Mit folgender Aussage zeigt er, welche Wertvorstellung er hat:

„Bei euch gibt’s ja nicht Hausfrauen und so. Bei uns sind die meisten Hausfrauen so. Das ist Tradition oder Kultur oder ich weiß es nicht. Keine Ahnung. Bei uns wollen halt die Männer nicht, dass die Frauen arbeiten. Die sollen Hausfrau werden“ (161-163).

Es soll reflektiert werden, dass Hazan hier sehr verallgemeinert. Auch Onur ist bei diesem Thema der gleichen Meinung wie sein Bruder: *„Mein Vater ist Maurer und meine Mutter ist Hausfrau. ((Lachend)) Sie bleibt gerne zu Hause. Für mich ist das auch so, ich will nicht, dass meine Mutter arbeitet und deswegen, will ja von uns niemand. Sie will auch nicht, oh ja, sie will schon, aber wir sagen, mach das nicht, wir arbeiten für dich. Wir passen dich auf usw.“ (41-45).*

Die Mutter von den beiden Brüdern Onur und Hazan arbeitet nicht. Die beiden Burschen haben die Vorstellung, dass das in „türkischen“ Familien „normal“ ist, wenn die Frauen zu Hause bleiben. Von vier Familien in dieser Untersuchung gehen zwei Mütter nicht arbeiten. Die Mütter von Furkan und Altay arbeiten beide und tragen somit zum Haushaltseinkommen bei. Auch aus der Praxis meiner Arbeit heraus kann ich sagen, dass viele Frauen mit türkischem Hintergrund einer Beschäftigung nachgehen.

Auch bei Emre zu Hause wird das so betrachtet, dass die Frau nicht arbeiten gehen soll: *„Sie hat zu Hause genug zu tun. .. Und mein Vater will gar nicht, dass sie arbeitet“ (373).* Auf die Frage ob seine Frau arbeiten gehen dürfe, antwortete er bestimmt: *„Meine Frau? Wieso nicht?“ (375).*

Es ist aber interessant, dass alle Interviewpartner ihre zukünftigen Frauen arbeiten gehen lassen würden. Die Rollenbilder innerhalb der Familie scheinen sich also doch zu verändern, auch wenn das aus den oben dargestellten Zitaten im ersten Moment nicht ersichtlich ist.

Somit kann gesagt werden, dass sich der Handlungsspielraum für Familienmitglieder erweitert hat und es kann davon ausgegangen werden, dass es einen Wandel bei den Wertvorstellungen der Jugendlichen gegeben hat bzw. gibt.

Auf die Frage, wie eine gute Frau denn für ihn sein sollte, meint Onur: *„Wir müssen reden, wenn wir heiraten. Ich muss auf sie aufpassen, deswegen will ich nicht, dass sie fortgeht. Wenn sie mir sagt, geh nicht fort, dann geh ich auch nicht. Aber sie muss mich respektieren und dann … ja, keine Ahnung. Ich sag ihr was, sie sagt mir was. … Sie darf aber arbeiten gehen, schon" (370-373).*

Durch diesen letzten Satz nimmt Onur bereits meine Frage vorweg. Er schien sich während des Interviews damit auseinandergesetzt zu haben, was mich interessieren könnte. Obwohl er einerseits der Meinung ist, dass seine Mutter nicht arbeiten soll, meint er in Bezug auf seine zukünftige Frau, dass dies für ihn in Ordnung sei. Er betont außerdem, dass die Kommunikation in der Ehe für ihn einen hohen Stellenwert hat. Durch seine Vorstellung einer partnerschaftlichen Beziehung vergrößert sich der Handlungsspielraum innerhalb der Familie.

Die Gegenüberstellung *„bei uns"* und *„bei euch",* die die Jugendlichen machen, deutet darauf hin, dass sie ein Bewusstsein über zwei verschiedene Wertesysteme haben. Sie polarisieren Wertvorstellungen und diese Polarisierungen zeigen, dass diese Burschen mit türkischem Hintergrund auch Bilder von der „österreichischen Gesellschaft" bzw. „Kultur" im Kopf haben, die so aber nicht unbedingt stimmen müssen. Auch in Österreich gibt es viele Frauen, die Hausfrauen sind. Deshalb handelt es sich bei dieser Gegenüberstellung um ein gesellschaftliches Konstrukt, das aktiv von ihnen reproduziert wird.

VORSTELLUNG ÜBER KINDERERZIEHUNG

Wie die zweite Generation ihre eigenen Kinder erziehen würde, sagt sehr viel über ihre eigenen Erziehungswerte aus. Deshalb wird dieses Thema hier genauer erläutert.

Altay scheint seine Erziehungswerte ziemlich unreflektiert von seinen Eltern zu übernehmen: *„Ja, wie mich meine Eltern erzogen haben. Also ((lachend)) ganz normal" (192).*

Wenn der junge Mann das Wort „normal“ in den Mund nimmt, stuft er seine eigene Erziehung als gewöhnlich und durchschnittlich ein. Er geht nicht genauer auf das Erziehungsverhalten seiner Eltern ein, doch er erscheint in dieser Hinsicht sorgenfrei. Im Gegensatz zu Emre. Dieser meint, dass er durch seine eigene Erziehung an Freiräumen beraubt worden ist:

„Ja nicht alle, aber die meisten (türkischen Eltern) *sind extrem streng. Übertrieben streng. .. Die wollen sie erziehen, wie sie auch erzogen worden sind. Und das ist beschissen. .. Ich würde lockerer erziehen. Und natürlicher mehr Freiraum. Zu Hause halte ich es nicht aus. Einen ganzen Tag zu Hause zu bleiben schaff ich nicht“ (402-405).*

Emre ist der Meinung, dass diese strenge Art von Erziehung in der heutigen Zeit nicht mehr angebracht ist und kritisiert den Erziehungsstil seiner Eltern. Er meint, dass die „türkische Erziehung“ anders sei und grenzt sich wiederum von einer „österreichischen Erziehung“ ab. Er gibt an, dass er das bei seinen Kindern anders machen würde:

„Aber ich glaub nicht, dass ich mich so an die Tradition halten werde. Also so extrem wie meine Eltern. Zum Beispiel wie sie das mit mir mit der Zeit machen, dass ich um 8 nach Hause kommen muss. Ich würde die Freunde von meinen Kindern kennenlernen wollen. Nicht gleich solche Vorurteile haben. Wenn sie eh ok sind, dann sag ich ok. Das kommt auch alles auf das Alter dann an. Dann kann er auch später nach Hause kommen“ (384-389).

Emre fühlt sich begrenzt und kann nicht verstehen, warum er mit seinen 18 Jahren bereits um 20 Uhr zu Hause sein muss. Außerdem kritisiert er, dass seine Eltern ihn eingrenzen, sie sich jedoch nicht dafür interessieren, was er in seiner Freizeit überhaupt macht und mit wem er sich trifft. Die strenge Erziehung durch das Regulieren von Raum und Zeit kann er nicht nachvollziehen.

Interessanterweise war das bei Furkan genau umgekehrt: *„Die* (die Eltern) *haben mir nie gesagt, wenn ich nach Hause kommen muss. Ich bin nach Hause gekommen, wann ich will. Das war egal. Hauptsache ich komm“(242-243).*

Er plädiert auf eine strenge Erziehung mit rigiden Regeln, denn seiner Meinung nach kann nur dadurch die Kontrolle seiner Kinder bzw. seiner Schwester sichergestellt sein:

„Kannsta abschminken. Wenn ich sage sie ist um acht Uhr zu Hause, ist sie um acht Uhr zu Hause. Das interessiert mich nicht. Ich bin ihr Bruder. Meine Eltern sagen auch nicht viel, aber ich schon. Meine Schwester ist mir wichtig" (245-247).

Diese Aussage kann so interpretiert werden, dass er sich „Achtung" von Seiten seiner Schwester erwartet. Es wäre aber auch zu vermuten, dass, aus der Sicht von Furkan, die Eltern deshalb so hohe Erwartungen an ihn haben, da er der einzige Sohn in der Familie ist. Wie sich bei der Vorstellung über die Kindererziehung herausstellt, zeigt Furkan eine sehr rigide Einstellung. Vielleicht hat er das Gefühl, dass er stellvertretend für seinen Vater handeln muss und deshalb seine Familie, vor allem seine Schwester, so beschützen muss. Er versucht den elterlichen Erwartungen gerecht zu werden und wirkt dabei sehr unnachsichtlich.

Auch Onur lässt am Beispiel seiner Schwester durchblicken, dass er eine etwas strengere Kontrolle gut heißt:

„(…) Wenn ich einen Bub habe, dann muss er sie (die Schwester) *beschützen und aufpassen. Das ist genau wie bei uns, was wir machen jetzt. Weil wenn nur Mädchen sind, dann kann ich als Vater, wenn sie draußen ist, nicht immer verfolgen. Da kann ich nicht aufpassen. Aber wenn der Bruder .. Dann ruf ich an, wo ist deine Schwester, bring sie nach Hause. Der macht das, aber als Vater kann ich ja nicht immer dorthin gehen und sehen. Wenn du einen Bruder hast, dann haben sie Angst, nicht vom Vater, sondern vom Bruder. Zum Beispiel du hast einen Bruder, und ich will was von dir dann, dann sagen die, heast, der andere hat gesagt, die hat einen Bruder. Nicht machen! ((lacht))"… (531-538).*

Wie bereits Schiffauer (siehe Kapitel 5.2.2) schrieb, ist es für Eltern teilweise sehr schwer in der Migration, da sie ihre Kinder bei der Aneignung außerfamiliärer Räume nicht mehr so kontrollieren können. Auch für Furkan und Onur scheint eine Kontrolle über die Räume der Kinder sehr wichtig.

Die Burschen setzen sich bei der Vorstellung über die Kindererziehung auch mit der Option „Schlagen" als Druckmittel auseinander. Dabei lassen sich zwei unterschiedliche Positionen erkennen. Hazan äußert ganz nüchtern: *„Auch so. Ja. Ich hab geschworen, dass ich meine Kinder nie schlagen werde. Das bringt gar nichts. Wenn sie rauchen, dann rauchen sie halt. Zum Beispiel. Das ist ihr Leben oder?" (228-229).*

Interessant ist hier, dass er das „Nicht-schlagen“ und Rauchen im gleichen Atemzug nennt. So vermutet er, dass das Rauchen ein Grund dafür wäre, ein Kind zu schlagen. Vor dem Vater nicht zu rauchen hat etwas mit Respekt zu tun. Hazan öffnet den Kindern Räume, indem er ihnen erlauben würde zu rauchen. Für ihn hat das somit nichts mit Respektlosigkeit zu tun. Auch hier kann gesagt werden, dass es einen Wandel in dieser Hinsicht gegeben hat.

Furkan nimmt ganz entschieden die gegnerische Position ein: *„Manchmal muss der Vater schon mit der Hand eingreifen. Also eine verpassen. Ich würde das so machen. Anders wird er nicht klüger. Bei mir hätte es sicher geholfen“ (237-239).*

Furkan fasst strengere Formen der Disziplinierung wie die körperliche Bestrafung sogar als positiv auf. Die Jugendlichen haben mir bei verschiedenen Unterhaltungen öfters erklärt, dass in vielen türkischen Familien Gehorsam und Respekt sichergestellt werden, indem die Kinder geschlagen werden. Es lassen sich zwei verschiedene Positionen zu diesem Thema herauslesen.

In diesem Unterkapitel wurde dargestellt, welche Erziehungswerte die Jugendlichen haben. Es hat sich herausgestellt, dass die Burschen beim Aufbau des eigenen Wertesystems gewisse Werte von den Eltern übernehmen und andere kategorisch ablehnen. Altay übernimmt eher automatisch und unhinterfragt die Wertvorstellungen seiner Eltern in Bezug auf die Kindererziehung. Emre scheint sich mit allen Mitteln gegen die elterlichen Vorstellungen einer Erziehung zu wehren und meint, dass er einen eigenen Weg einschlagen wird, indem er seinen Kindern außerfamiliäre Räume sich selber aneignen lässt und gleichzeitig Raum für Argumentationen gibt. Auch Hazan wäre bereit seinen Kindern mehr Eigenständigkeit bei der Aneignung sozialer Räume zu gewähren. Furkan wiederum sieht das überhaupt nicht so. Er findet, dass er zu frei erzogen wurde und zieht bei seinen zukünftigen Kindern und bei seiner Schwester eine rigide Erziehung vor. Auch Onur plädiert, nicht ganz so streng wie Furkan, auf eine Kontrolle der kindlichen Räume.

Obwohl alle Interviewpartner einen ähnlichen „background“ haben, zeigt dieses heterogene Bild, wie unterschiedlich die Meinungen und Sichtweisen der jungen Burschen zu diesem Thema sind. Einige der Jungen haben auch ganz widersprüchliche Vorstellungen, wie sich später noch herausstellen wird.

7.3. Soziale Dimension

7.3.1. Peer-group und Freizeit

Das Leben der Jugendlichen gestaltet sich im Rahmen sozialer Kontakte und Netzwerke.

„Die Gruppe stellt eine Gegenwelt zum Elternhaus dar, denn unter den Gleichaltrigen kann der junge Mann ausleben, was ihm zu Hause die Achtung vor dem Vater verbietet, er kann rauchen, trinken und braucht sich bei der Wahl seiner Gesprächsthemen keine Einschränkungen aufzuerlegen. Das Bedürfnis nach dieser Gegenwelt wird von den Eltern akzeptiert. Es gilt als selbstverständlich und keineswegs als Infragestellung der Familie, daß sich die jungen Männer nach außen orientieren und die meiste Zeit zusammen mit ihren Freunden leben“ (Schiffauer 1983:116).

Im Jugendzentrum war oft zu beobachten, dass sich die jugendlichen Männer mit türkischem Hintergrund sehr viel untereinander aufhielten. Es handelt sich um eine Gruppe von ca. 40 männlichen Jugendlichen, in der es viele verschiedene kleine Untergruppen bzw. Cliquen gibt. Onur erklärt mir dies folgendermaßen:

„[..] wir kennen uns schon seit 10 Jahren, wir sind alle in die gleiche Volksschule gegangen, deswegen kennen wir uns noch besser, deswegen sind wir immer untereinander. Wenn jemand von uns eine Freundin hat, dann sagt er, nein ich kann nicht meine Freunde lassen, deswegen“ (365-368).

Auf die Frage, was sie in ihrer Freizeit machen, antworteten die Interviewpartner vorwiegend mit Fußballspielen. Als Parkbetreuerin habe ich die Burschen fast jeden Tag nach der Arbeit im Park spielen sehen. Alle fünf Interviewpartner sind Mitglieder beim besagten österreichischen Jugendzentrum. Sie spielen dort einmal die Woche und trainieren gemeinsam für die Wiener Straßenfußballliga, die jedes Jahr im Mai stattfindet. Die selbstverwaltete Fußballliga wurde gegründet von Jugendmannschaften aus verschiedensten Parks in Wien. So müssen sich die Jugendlichen jedes Jahr selbst die Teams organisieren und zusammenstellen und sind somit in Entscheidungs- und Gestaltungsprozesse eingeschlossen.

Dadurch wird das Selbstvertrauen der Jugendlichen gestärkt. Darüber hinaus spielen vier der jungen Männer auch Fußball in einem Verein.

Die fünf Burschen gaben bei den Interviews an, dass sie in ihrer Freizeit gerne spazieren gehen und „etwas trinken gehen". Im Internetcafe chatten die Burschen mit Mädchen und Freunden oder spielen Fußball-Wetten. Am Wochenende besuchen die Jugendlichen oft Shisha-Lokale, um dort gemütlich beisammen zu sitzen, Wasserpfeife zu rauchen und zu reden. Außerdem waren Onur und Altay beim Aufbau und der Eröffnung eines Bildungs- und Integrationszentrum in Wien dabei. Es dürfte sich dabei um einen MigrantInnenverein handeln, der ähnlich wie ein Jugendzentrum funktioniert.

7.3.2. Interethnische soziale Kontakte

Innerethnische Kontakte gelten allgemein als Indiz für eine „Nicht-Integrationsbereitschaft". Und umgekehrt gilt die Bereitschaft interethnische Kontakte aufzunehmen, als „Bereitschaft zur Integration". Doch wie sich aus den Interviews ergeben hat, sind ethnische Präferenzen alles andere als vorbestimmt. Vielmehr lässt sich herauslesen, dass die Bevölkerungsstruktur des Bezirkes und der Schulen eine große Rolle beim Zustandekommen von Freundschaften spielt.

Hazan meint: „((lachend)) *Es sind ja alles nur Türken. Sogar in der Schule waren alles nur Ausländer dort. Im 15." (97-98).*

Emre bestätigt diese Aussage und geht nochmal genauer auf diese Thematik ein:

„Jaja, nur türkische. Ich weiß auch nicht warum. Weil wir auch untereinander meistens nur türkisch reden. Es sind ja auch viele, so im 15. (…) In der Schule waren wir 24 und 12 davon waren Türken. Immer, halt außer im Gymnasium, da warma sechs, sieben Türken. Aber ich hatte schon auch Kontakt mit nicht- türkischen Kindern, aber nicht so wie, … also er erzählt mir seine Probleme und ich ihm. Also mit nicht-türkischen bin ich nicht so nahe. Aber ich kenne schon viel serbische, österreichische im 15., so von der Schule auch. Wir treffen uns aber nicht. Reden schon, wenn ich ihnen begegne oder so, Servus, wie geht's und so und halt oft auf Facebook" (181-189).

Emre äußert, dass die innerethnischen Freundschaften viel intensiver sind, da mehr Verständnis füreinander da ist. Das könnte auch mit der sprachlichen Nähe zusammen hängen. Im Park habe ich beobachtet, dass sich die Jugendlichen meist mit Gleichaltrigen aufhalten, die ebenso Migrationshintergrund haben. Diese gemeinsame Erfahrung könnte auch ein Grund für die Zusammensetzung der Freundschaftsnetzwerke sein. Emre berichtet mir beispielsweise über seine Erfahrungen beim Fußballspielen: *„Da waren Chinesen, Kroaten, Serben, Albaner, da waren eh alle. Ich hab Kontakt mit vielen eigentlich, aber nicht so wie mit türkischen Freunden, so nahe" (325-326).*

Interessant an dieser Aussage ist, dass Emre meint *„da waren eh alle"* und damit ausschließlich Gleichaltrige mit Migrationshintergrund erwähnt. ÖsterreicherInnen ohne Migrationshintergrund zählt er nicht explizit dazu. Außerdem gibt er an, dass sich interethnische Beziehungen für ihn eher oberflächlich und nicht so intensiv gestalten. Auch Furkan ist derselben Meinung:

„Also wenn ich sie so auf der Straße sehe, grüß ich sie schon, aber Kontakt nicht so. (…)Auch wenn ich mich mit denen gut verstehe. Sie blicken dich anders an. Zum Beispiel.. charaktermäßig schon, aber gedanklich .. schwer" (157-160).

Laut Esser müssen für die Aufnahme von interethnischen Kontakten im Aufnahmeland die Gegebenheiten vorhanden sein. Wie in Kapitel 2.2.1. geschildert wurde, liegt der 15. Gemeindebezirk prozentuell gesehen an erster Stelle, was den Anteil der Personen mit Migrationshintergrund betrifft. Im Wohnumfeld und in der Schule sind viele Kinder und Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund und dadurch gibt es kaum Möglichkeiten. Aus diesem Grund ist das Zustandekommen von Kontakten mit nicht-türkischen Gleichaltrigen für die Jugendlichen schwieriger. Doch Hazan zeigt im folgenden Beispiel, wo sich dennoch interethnische Kontakte ergeben können:

„N e i n, nicht ganz. Wo ich die Lehre gemacht hab, hatte ich dort Freunde. So Deutsche, es waren eh alle gemischt. Aber, die waren eh alle in Ordnung. Damals gab´s nicht, du bist Ausländer, du bist Österreicher, das war gar nicht" (254-256).

Beim Sport, bei der Arbeit und in den AMS-Kursen jedoch ergeben sich interethnische Kontakte, welche laut Emre und Furkan aber eher oberflächlich sind. Mit Mädchen hingegen scheinen die Burschen intensiveren Kontakt zu haben. So erklärt Hazan:

„Mit Mädchen schon, aber mit Burschen nicht. Eher nicht, aber schon ein paar, weißt eh, die sind auch alle aus Österreich, Albaner oder so. Aber Österreicher fast gar nicht“ (258-259).

Hazan gibt an, mit österreichischen Mädchen ohne Migrationshintergrund eher Kontakt zu haben als mit Burschen. Das kommt wahrscheinlich auch daher, dass sie sich mit türkischen Mädchen nicht in der Öffentlichkeit treffen sollten, da das „unehrenhaft“ wäre und somit sind diese Räume für die Burschen tabu. Auf die Frage, ob Onur mit Mädchen Kontakt hat und ob er mal bei österreichischen Freunden zu Hause war, antwortet er:

„Nein. Noch nie… Zu Steffi fahr ich, die hat aber eine eigene Wohnung. Ihre Eltern sind nicht zu Hause. Bei uns ist das so, bevor wir heiraten, normalerweise im Islam ist das so, wir dürfen mit niemanden so, so Kontakt haben, nicht Kontakt, sondern, wir dürfen nicht befreundet sein. Wir dürfen nicht herummachen usw. Deswegen, das ist auch von der Kultur her, du musst dich fern halten ((lacht)), ja, wir machen das, ich weiß nicht warum“ (325-329).

Die Regelung des Kontakts zum weiblichen Geschlecht begründet er kulturell und religiös. Der letzte Satz deutet darauf hin, dass er diese nicht hinterfragt. Auf diese Art und Weise wird das Eingehen von Freundschaften mit nicht-türkischen bzw. nicht-muslimischen Frauen erschwert. Wenn wir uns zurück erinnern, war Onur derjenige, der die Kontrolle über seine Schwester gut heißt. Indem er sich aber mit nicht-türkischen Mädchen trifft, ist das mit seinen „kulturellen Werten“ nicht mehr vereinbar und man kann Widersprüchlichkeiten entdecken. Da die Burschen den Kontakt mit nicht-türkischen Mädchen nicht als „unehrenhaft“ ansehen, werden türkische und nicht-türkische Mädchen als nicht gleichwertig betrachtet und es entstehen asymmetrische Beziehungen zu österreichischen Gleichaltrigen. Bei der Betreuung der Burschen im Jugendzentrum war ich öfters Zeugin von Gesprächen über Mädchen. Es stellte sich heraus, dass sie sich heimlich mit jungen Frauen treffen. Sie achten dabei darauf, wem sie was erzählen, aus Angst die Eltern könnten davon erfahren. Diese außerfamiliären Räume eignen sie sich also in bewusster Abgrenzung zu den Eltern heimlich an. Auf der einen Seite weiß Onur über die Regeln Bescheid, ohne sie zu hinterfragen, andererseits haltet er sich selbst nicht daran.

Furkan verhielt sich noch vor einiger Zeit sehr abfällig nicht-türkischen Mädchen gegenüber:

„Ich war so ziemlich wie jeder Jugendliche. Also gewalttätig sein und .. also wir haben über Sex und so gesprochen, über das erste Mal und so. Wir haben immer Freundinnen und so, wie soll ich sagen, so runtergemacht. So wir sind besser als die und die sind nicht besser als wir. Die meisten waren so Österreicherinnen. Halt wenn wir sie nicht schon rumkriegen, also wenn wir nicht schon alle zusammen schlagen können, schlagen wir halt die Töchter und so. .. Also, war ein kranker Gedanke" (52-57).

Im Bewusstsein darüber, dass er den Mädchen etwas Negatives antut, erklärt er mir den Umgang mit österreichischen Mädchen. Furkan´s extreme Einstellung, die bei ihm immer wieder durchscheint, zeigt sich auch in diesem Beispiel. Wie genau er das meint, lässt sich aus dieser Aussage nicht herausfinden. Deshalb wird hier bewusst auf eine Interpretation verzichtet.

Die Jugendlichen scheinen sich aber darüber im Klaren zu sein, was innerethnische Kontakte für Nachteile haben können. Altay hebt beispielsweise die Vorteile von interethnischen Freundschaften hervor, die er für sich erkannt hat:

„(…) Das ist auch gut für dein Deutsch. Wenn du nur mit Türken zusammen bist, redest du nur Türkisch. Aber wenn du mit anderen zusammen bist, musst du Deutsch reden. Das ist auch besser für mich. […]Ja wir können ja nicht fließend Deutsch reden. Das kommt sicher davon, weil alle fast nur türkische Freunde haben. Und solche Sachen .." (170-175).

Auf jeden Fall ist keine Ablehnung nicht-türkischen Freundschaften gegenüber herauszulesen, wie Onur lachend bemerkt: *„Ja .. wir probieren alles ((lacht)). Aber wir sind schon mehr türkische" (344).*

Es sollte nicht vergessen werden, dass die Jugendlichen auch über Internet Kontakte pflegen. So meint Onur auf die Frage, ob er chattet: *„Ja, schon. Das muss man machen ((lacht)). Ich chatte mit Freunden und auch mit Freundinnen hier und mit allen in Deutschland. Wenn wir alle nach Aksaray fahren, dann kommen so viele von Deutschland, von England, so vom Heimatland, dann sehma uns dort, kennenlernen, MSN oder Telefonnummer. Zum Beispiel ich habe eine Freundin in Deutschland, ich hatte, ich hatte eine in England, in der Niederlande, in Frankreich und mit denen hab ich mit allen Kontakt so. ja. … So ist das Leben ((lacht))" (544-549).*

Wie sich in diesem schönen Beispiel zeigt, spielen neuartige Kommunikationsmittel wie das Internet und die einhergehenden verstärkten Beziehungen über nationale Grenzen hinweg eine ebenso wichtige Rolle bei der Gestaltung der Kontakte der Jugendlichen. Ob diese Kontakte interethnischer Art sind oder nicht, lässt sich hier nicht erkennen. Dennoch soll dieses Beispiel zeigen, dass Esser´s Überlegungen zu den Gelegenheitsstrukturen noch ausgeweitet werden sollten. Die Jugendlichen kreieren ihre sozialen Räume auch über nationale Grenzen hinweg.

7.4. Identifikative Dimension

In der älteren Literatur wird oft eine große Kluft zwischen den „traditionellen“ Werten der ImmigrantInnen und den „modernen“ Werten der Aufnahmegesellschaft postuliert. Wieder wird eine klare Grenze zwischen zwei Kulturen gezogen, doch dies wurde zunehmend kritisiert. Konzepte wie Kultur, Ethnizität, ethnische Netzwerke, Identität und Zugehörigkeiten erfuhren einen Wandel: von problematischer Abschottung zur Ressource und schließlich zur symbolischen Konstruktionsleistung. Konstruktivistische und poststrukturalistische Annahmen (z.B. Transmigration) versuchen das Verhältnis von Akteur und Struktur zu berücksichtigen. Ziel der Arbeit ist es, der sozialen Struktur und sozialen Konstruktion Aufmerksamkeit zu schenken.

Im Kapitel 9 sollen die Formen der Identifikation und Selbstverortung anhand verschiedener Kategorien genauer analysiert werden: Eigenempfinden des Handlungs- und Bewegungsspielraumes, Diskriminierungswahrnehmungen, Zugehörigkeitsgefühle und Zukunftsperspektiven.

8. Darstellung der Familienbeziehungen aus Sicht der Jugendlichen

Im folgenden Kapitel soll gezeigt werden, wie sich die Beziehungen zu den einzelnen Familienmitgliedern aus Sicht der Jugendlichen gestalten. Zu den familiären Beziehungen werden in dieser Analyse vor allem die Beziehungen zu den Eltern und Geschwistern gezählt. Den Jugendlichen war es dabei selbst überlassen, von einem engen oder weiten Familienbegriff auszugehen. Es war jedoch zu beobachten, dass Familie für sie die Kernfamilie, also Eltern und Geschwister, darstellt. Die Verwandtschaft repräsentiert im Wesentlichen die Beziehungen zu Großeltern, Onkeln und Tanten, sowohl aus der Linie des Vaters, als auch der Mutter.

8.1. Eltern-Sohn-Beziehung

Onur und Hazan scheinen in einer recht wohlbehüteten Familie aufgewachsen zu sein: *„Noch nie hab ich mitbekommen, dass mein Vater mit meiner Mutter streitet. Noch nie“ (Hazan 225-226).*

Dennoch scheint Onur ein recht distanziertes Verhältnis zu seinem Vater zu haben:

„[...] es gibt manche Tage, da muss er seinen Vater zeigen, so, er zeigt sich, dass er Vater ist. Dann muss ich Respekt haben, da ich sein Sohn bin. Und dann, manche Tage gibt's, dass wir Freunde sind, so wie Freunde so. Da sag ich, hey wie geht's mein Freund, so wie Bruder sag ich, ja und manche Tage ist das nicht so, dann ist ein bisschen streng .. dann redet er nicht so gern … ja, so …“ (88-92).

Obwohl der Vater von Onur und Hazan an manchen Tagen ein freundschaftlicheres Verhältnis zulässt, scheint das eher die Ausnahme zu sein.

Auch Altay erklärt mir die Beziehung zu seinem Vater ähnlich: *„[..] Respekt hat man immer gegen Väter. Ja. Also mit ihm kann man nicht so … also, so respektvoll muss man sich ihm gegenüber verhalten. Also .. Vor der Mutter ist es anders, aber vor dem Vater, da musst du Respekt haben“ (99-101).*

Der Respekt vor dem Vater ist für alle wichtig, egal ob es Streit in der Familie gibt oder nicht. Es ist offensichtlich so, dass die Söhne nach Anerkennung von ihren Vätern streben. Die Autoritätsverhältnisse scheinen in diesen Fällen so konzipiert zu sein, dass der Vater als Familienoberhaupt die höchste Position in der Familie inne hat.

Das Verhältnis zu seinen Eltern beschreibt Furkan als *„ganz gut. .. Also wir haben keine Probleme. Also ich war nicht so derjenige, der von seinem Vater immer geschlagen wird. Nie. Das wird auch nie passieren. Also das Verhältnis zu meinen Eltern ist wirklich gut. Also wenn man so hier lebt ist die Familie schon gut miteinander" (114-117).*

Furkan deutet in dieser Passage darauf hin, dass die Familie in der Migration aufgrund der Umstände und Erfahrungen aufeinander angewiesen ist und deshalb der Zusammenhalt eine große Rolle spielt. Emre´s Familienverhältnisse scheinen schon etwas komplizierter zu sein. Er berichtet sehr viel über Konflikte mit seinen Eltern:

„Mit meinem Vater red ich fast gar nicht. Der kommt von der Arbeit, isst und setzt sich einfach vor den Fernseher. Er erteilt Befehle, du machst das, du machst dies. Er ist ein strenger Typ. Er ist sehr streng" (221-223).

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass ich den Vater von Emre bereits einige Male gesehen habe. Er verhielt sich den BetreuerInnen des Jugendzentrums gegenüber sehr unfreundlich und wurde von uns öfters dabei beobachtet, wie er seine Söhne Emre und Atakan durch Schreie und gewalttätige Übergriffe im öffentlichen Bereich (z.B. Park, vor ihrem Haus, vor dem Jugendzentrum etc.) zur Schau stellte. Emre geht in folgender Passage nochmal genauer auf das Verhältnis zu ihm ein:

„Ich respektier ihn schon, aber ein paar Sachen, die er macht, die gehen mir halt auf die Nerven. Halt immer so böse, du musst machen, was ich dir sage. Zum Beispiel, ich will draußen bleiben, wir sind mit Freunden zusammen draußen oder so, in einem Lokal. Es ist erst 8. Meine Mutter ruft mich an, komm nach Hause, dein Vater schimpft. Ich sag, nein, ich bleib noch da. Sie sagt, nein komm nach Hause, ich sag nein, ich komm nicht. Ich schalt das Handy ab zum Beispiel. Und dann, wenn ich nach Hause komme, schreit er mich an. Er sagt, du musst machen, was ich dir sage. Ich versuch ordentlich mit ihm zu sprechen. Ich versuch ihm zu erklären, dass ich kein kleines Kind mehr bin, dass ich auch mehr Zeit draußen verbringen kann. Aber er will es nicht verstehen. Vielleicht weil er es nicht gewohnt ist von

seinem Vater. W e i l die sind hergekommen, haben hier gearbeitet und waren zu Hause. .. Keine Ahnung wie das war, keine Ahnung, aber vielleicht deswegen.. Mein Opa war auch e x t r e m streng. Wenn er sagt, das muss passieren, dann muss das passieren. Mein Vater ist sehr viel strenger als andere. Sag ich ja, ich muss um acht zu Hause sein. Mit 18" (226-239).

Durch diesen imaginären Dialog versucht Emre einen Einblick in die alltäglichen Auseinandersetzungen mit seinen Eltern darzustellen. Emre akzeptiert seinen Vater zwar als Familienoberhaupt, kritisiert jedoch seine Erziehungsmethoden. Er stößt bei seinem Vater in vielen Angelegenheiten auf Unverständnis und versucht sich selbst zu erklären, woher dies kommen könnte. Zum einen erklärt er sich dieses Unverständnis, indem er empathisch nachzuvollziehen versucht, wie die Situation für seinen Vater damals war, als er nach Österreich gewandert ist. Zum anderen stellt er einen Zusammenhang mit der Erziehung seines Vaters her, indem er sich die Methoden seines Großvaters vor Augen hält. Bei Emre kann man klar erkennen, dass er einen starken Wunsch nach Kommunikation hat. Er kämpft darum, seinen Status als Kind in der Familie abzulegen. Er sehnt sich, als Mann bzw. als vollständiges Mitglied in der Familie anerkannt zu werden.

Auch die Mutter-Sohn-Beziehung ist sehr besonders. Wie sich herausstellen wird, handelt es sich bei den Interviewpartnern um eine recht liebevolle Beziehung. Onur meint beispielsweise:

„Mit meiner Mutter ist es auch, wie ich mit meinem Vater bin. Sie ist nett, ich bin auch nett zu ihr .. Ich sag ihr nix. Schreien tu ich auch nicht. Manche gibt's, die schreien ihre Mutter an. Vater können sie nicht schreien, ((lachend)) weil er wird dich schlagen vielleicht, aber Mutter .. Manche machen immer schlagen zum Beispiel, aber ich sage nichts, eigentlich nichts Schlimmes" (61-65).

Es zeigt sich hier, dass der Mutter weniger Autorität als dem Vater beigemessen wird. Das Verhältnis scheint sich daher auf einer freundschaftlicheren Ebene abzuspielen. Dasselbe gilt für seinen Bruder Hazan:

„Mit ihr streit ich auch nie. Wenn sie was von mir will, dann mach ich das auch. Wenn nicht, dann nicht …" ((lacht)) (205-206).

Er spricht damit an, dass er sich die Freiheit nehmen kann, sich einer Aufforderung seiner Mutter zu entziehen. Emre berichtet ebenso über eine freundschaftliche Beziehung:

„Naja, mit meiner Mutter bin ich fast so wie mit Freunden. Ich mach Spaß mit ihr. Auch wenn wir streiten, zehn Minuten später sage ich, ich hab Hunger, und sie bereitet mir was vor ((lächelt)). So sind halt die Mütter. Die können das nicht“ (208-210).

Emre beschreibt das Verhältnis zu seiner Mutter als freundschaftlich. Wie sich im folgenden Interviewausschnitt zeigt freut er sich über die Möglichkeit der Kommunikation mit ihr:

„Naja mit meiner Mutter unternehm ich nichts. Aber zu Hause, wenn ich komme, dann fragt sie, wo warst du, was hast du gemacht und so. Ich erzähl ihr, ich war da und dort. ((Lächelt)) sie schreit, weil ich im Shisha-Lokal war. Aber ich erzähl ihrs trotzdem“ (212-214).

Seine Mutter scheint sich dafür zu interessieren, was er wo mit wem gemacht hat. Auch wenn sie mit einigen Dingen nicht einverstanden ist, wirkt es so, als ob sich Emre trotzdem über ihr Interesse freut. In ihr scheint Emre eine Art Unterstützung oder auch Verbündete gegenüber seinem Vater zu sehen: *„Meine Mutter beschützt mich manchmal und deswegen streiten sie manchmal“ (269).*

Auf die Frage, wie Altay`s Beziehung zu seiner Mutter ist, spricht er die Erwartungen an, die sie ihm gegenüber hat: *„Zu meiner Mutter .. also sie hat so einen Charakter … Sie will nicht, dass ich immer zu Hause bin. Also, dass ich nicht immer so nichts mache. Sie will immer, dass ich mich mit etwas beschäftige. Sonst, ja, das wär alles ..“(92-94).*

Die Interviewpartner scheinen ein sehr gutes Verhältnis zu ihren Müttern zu haben. Sie wirkten angenehm berührt, als sie während des Interviews über die Beziehung zu ihr sprachen. Beim Thema „Vater“ konnte ich eine etwas ernstere Miene wahrnehmen. Abgesehen von Emre´s Familie können keine gravierenden innerfamiliären Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung beobachtet werden. Es kann gesagt werden, dass sich die Vater-Sohn-Beziehung in diesen fünf Fällen eher distanzierter gestaltet, und sich die Mutter-Sohn-Beziehung auf einer eher freundschaftlicheren Ebene abspielt.

8.2. Wahrnehmung des elterlichen Erziehungsverhaltens

Wie in Kapitel 8.1. dargestellt wurde, wird der Vater als Familienoberhaupt bei allen fünf Interviewpartnern anerkannt und respektiert. Die Beziehung zu ihm scheint in allen Fällen distanzierter als zu ihren Müttern zu sein. Im folgenden Kapitel soll untersucht werden, wie die Jugendlichen die Erziehungsmethoden ihrer Eltern bewerten. Es stellt sich die Frage, ob sich die Jugendlichen in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkt fühlen oder nicht.

Onur empfindet seine Erziehung wie folgt: *„Von Familie her? ((Lächelnd)) Meine Familie sind leiwand. Sagen mir nix .. nur ein bisschen streng können sie sein, ja, das ist ja normal bei türkischen Familien. Das kommt von Kultur her, die müssen aufpassen usw. /eh/ ja wenn ich sage, ich muss hier gehen, dann sagen sie, ja geh einfach, pass auf dich auf und .. ja, alles gleiche. Aber manche Familien gibt's so, die sagen, egal, geh irgendwo hin, komm nicht wieder her. Sagen so auch manche Familien. Aber meine sind .. da passt eh alles. Die sagen mir gar nix. Ja .. ((lachend)) nur meinem Bruder. Ja …" (28-34)*

Onur bezieht sowohl die Rollenaufteilung als auch das Erziehungsverhalten in seiner Familie auf die „türkische Kultur". Somit artikuliert er ein Bezugssystem, das sich von anderen zu unterscheiden scheint. Er selbst bewertet das Erziehungsverhalten seiner Eltern als recht locker. *„Die müssen aufpassen"* deutet auf Kontrollmechanismen innerhalb der Familie hin, die er im folgenden Beispiel ausführt:

„Meine Schwester hatte vorher zum Beispiel einen Freund. Dann hab ich gefragt, habt ihr schon was gemacht? Aber ich wollte das nicht meinen Vater sagen, weil mein Vater ist so, wenn jemand so etwas hört, dann geh zu ihm und schlag ihn. Er muss alles so ein bisschen so, er ist so nett, aber wenn so ein bisschen so etwas passiert, dann ((lacht)) kann man nicht vor ihm stehen. Er will einfach nicht, dass uns was zustößt. Deswegen hat er Angst, wenn etwas passiert" (455-460).

Der Vater von Onur und Hazan nimmt anscheinend eine sehr beschützende Rolle ein und ist darauf bedacht, seine Familie zu verteidigen. Dabei würde er im Notfall, laut Onur, sogar physische Gewalt befürworten. Weiters meint er:

„[..] Es gibt schon türkische Familien, die schlagen ihre Tochter, wenn sie was gemacht hat. Aber meine Eltern, das habe ich noch nie gesehen, dass sie geschlagen haben. Nicht mal eine Watsche hat er mir gegeben. Aber wenn meine Schwester nicht hört was er sagt, wenn er zum Beispiel sagt, mach das nicht, und sie macht es trotzdem, dann ((lachend)) wird der Vater schon ein bisschen was zeigen. Wenn sie nicht leise zuhört, dann muss er ein bisschen lauter werden und sie hört" (474-479).

Das Beschützen der Schwester spielt offenbar eine große Rolle. Es wird darauf geachtet, dass die Familie in der Öffentlichkeit nicht in Verruf gerät.

Genauso wie Onur erzählt Hazan, dass es kaum Streit in der Familie gibt. *„Mein Vater ist genauso, weißt eh, wie soll ich sagen, wie Österreicher halt, aber er ist religiös. Zum Beispiel hat er uns noch nie geschlagen. Er sagt, mit Schlagen kommst du nicht weiter. Da hat er auch recht. Er ist eh urlieb. Zu meiner Mutter ist er extrem lieb. Er ist, wenn meine Mutter irgendwas sagt, fahrma dort hin oder gehma dort hin, dann sagt er ok, gleich. Wenn ich zum Beispiel meinen Vater was frag, Vater, fahren wir nach Holland, zum Beispiel, er sagt, frag deine Mutter. Er ist immer neutral .. Weißt, die meisten Türken, die schlagen ihren Sohn. Oder was weiß ich, die dürfen nicht raus. Die meisten. Ich kenn urviele Leute, die nicht raus dürfen. Oder .. wenn sie eine Tochter haben zum Beispiel. Meine Schwester zum Beispiel darf immer raus. .. Aber sie sollte halt nicht so spät nach Hause kommen. Um Mitternacht oder so. Aber sie darf eh raus."*

Auf die Frage, wie er erzogen wurde, meinte er: „((*lachend)) Ganz normal. Nicht so streng (223).*

Die Erziehung, die die beiden Burschen genossen haben, scheint recht locker gewesen zu sein. Interessant ist der Zusammenhang, den er zwischen seinem Vater und einem „Österreicher" herstellt. Das Nicht-Geschlagen-Werden und die Möglichkeit der Kommunikation vergleicht er mit einer „österreichischen" Erziehung. Auffallend ist, dass er hier einer lockeren „österreichischen" eine strenge „türkische Erziehung" gegenüberstellt.

Außerdem scheint der Vater von Onur und Hazan nicht allein familiäre Entscheidungen zu treffen, sondern macht dies gemeinschaftlich mit seiner Frau. Wie Schiffauer bereits gesagt hat, besteht die Möglichkeit, dass die Frau in der Migration zunehmend an Macht gewinnt.

Auch Viehböck und Bratic meinten, dass die männliche Autorität in der Migration im Schwinden begriffen ist (vgl. Viehböck/Bratic 1994:92).

Auch die Eltern von Altay dürften nicht so rigide gewesen sein: *„Normal. Nicht streng, also streng ist auch, halt, aber, wenn mans übertreibt mit fortgehen und so, draußen länger bleiben, dann wird's strenger halt. Oder mit Geld ausgeben. Sonst ist es eh normal" (103-105).*

Altay unterscheidet jedoch zwischen der Erziehung von Söhnen und von Töchtern: *„Zum Beispiel zu ihren Töchtern sind sie sehr streng. Zu den Söhnen anders und hier in Österreich sind sie gar nicht streng. Also ich hab viele Freunde, die schon mit sechzehn ausziehen" (138-140).*

Genauso wie Onur spricht Altay bei der Frage der Erziehung die Erziehung der Töchter an. Diese werden laut den Interviewpartnern eindeutig strenger erzogen als die Söhne. Genauso wie Onur und Hazan stellt er eine strengere Erziehung in türkischen Familien einer lockeren Erziehung in österreichischen Familien gegenüber. Obwohl die drei Interviewpartner angeben, nicht streng erzogen worden zu sein, betonen sie immer wieder die „strenge türkische Erziehung". Bei Emre dürfte diese Realität sein:

„[..]mein Vater ist eher so ein strenger Typ. Weil er selber nichts machen durfte in dem Alter, denkt er, dass wir das auch nicht machen dürfen. Wir dürfen nicht zu lang draußen bleiben. Er sagt ich muss um 9 zu Hause sein, ja so mit 18. Ja, etwas strenger Typ. .. Ich war oft Moschee, halt im Sommer war ich zwei-dreimal zwei Monate lang in der Moschee. .. Halt wegen dem Lernen vom Koran und so. /eh/ Ich wollte meistens nicht so oft, aber er hat uns dazu gezwungen so /ehm/. Meine Mutter, .. (…) die ist supaleiwand, aber die denkt auch wie mein Vater. .. Die ist auch so" (22-29).

Sein Vater scheint mit dem Besuch der Koranschule auf zusätzliche pädagogische Institutionen gesetzt zu haben, um seinen Sohn vor Gefahren der Gesellschaft zu wappnen. Das wiederum beweist, dass der Vater das Kind-Sein als eigenständigen Prozess anerkennt, und – wie Schiffauer bereits sagte – gekennzeichnet ist von einer *„kontrollierten Einführung in die Gesellschaft"* (Schiffauer 1991:244). Emre geht sehr genau auf seine Erfahrungen mit den Eltern ein:

„[..]… Ich habe oft Streitereien zu Hause. Ja, zwischen mir und meinen Eltern natürlich, weil ich das nicht machen darf, dies nicht machen darf und ich wills halt machen. … Die sind sogar gegen das Shisha-Lokal. Die sagen ich soll das nicht machen, dies nicht machen. Die verbieten mir, sie versuchen mir alles zu verbieten und ich will das nicht zulassen. Es geht immer rund zu Hause. Jede Woche ein paar Mal. .. Ja und. .. ((sehr traurig)) Zu Hause ist es bei mir nicht leiwand so. /eh/ …. Hm. Die denken halt nur, dass ich schlechte Freunde habe, dass ich beginne Gras zu rauchen, das und das und weil im 15. die Gegend auch nicht so gut ist. Ich versuche ihnen oft zu erklären, dass ich urviele kenne, die das machen, aber dass ich das nicht mache. Aber die glauben mir nicht. Die denken, dass ich was nehme, weil ich früher so extrafett war und jetzt auf einmal urdünn und lang. Ja .., die denken halt schlechte Sachen, die denken, dass ich das mache und das mache und so. Ich versuche jedes Mal zu erklären, dass ich das nicht mache, .. die glaubens mir nicht. Keine Ahnung“ (32-43).

Den Erziehungsstil seiner Eltern nimmt er als sehr autoritär und beschützend wahr. Er kritisiert die elterlichen Forderungen einerseits, da sie gegen seine Interessen gerichtet sind, andererseits erklärt er vieles damit, dass die Eltern es nicht anders kennen und ihn vorwiegend vor außerfamiliären Einflüssen ängstlich beschützen wollen. Das fehlende Vertrauen von Seiten der Eltern nimmt Emre als kontrollierend wahr, was sich laut ihm durch die von den Eltern verkörperten Lebensgewohnheiten in der Türkei, welche ihm selbst aber fremd sind, speisen. Er macht deutlich, dass er sich eingeschränkt fühlt, und die Eltern ihm wenig Gelegenheit zur Entwicklung von Selbstkontrolle lassen. Er vergleicht im folgenden Absatz seine Erziehung mit jener seiner Brüder:

„Jaja. Zu mir ist er aber am strengsten, weil ich nicht mache, was er will. Atakan (sein jüngerer Bruder) *ist noch jung. Bei dem kommt das noch. Der macht nur Sachen, zum Beispiel kämpfen oder so, zum Beispiel der kommt nicht zu spät nach Hause, er kommt immer zeitlich nach Hause. Weil er noch jung ist, macht er das noch, aber bei dem kommt´s noch. .. Die wollen nicht verstehen, dass ich älter geworden bin, eine Stufe höher. Die wollen das nicht verstehen. .. Ich versuche immer mit meiner Mutter zu sprechen, aber die sagt, du bist noch ein kleines Kind für uns. Dann sag ich, ok, das stimmt schon, aber du musst das auch verstehen, dass ich älter geworden bin und sie sagt, nein, du bist noch ein kleines Kind für uns“ (254-261).*

Auffallend ist bei der Erwähnung seines Bruders Atakan, dass dieser draußen zwar kämpft, aber dass das für die Eltern weniger wichtig ist als die Tatsache, dass er pünktlich zu Hause erscheint. Auf diese Art der „Raumkontrolle“ von Seiten der Eltern wird weiter unten nochmal eingegangen.

Emre kritisiert die Suspendierung der Kommunikation von Seiten der Eltern. Er wäre bereit über gewisse Dinge ruhig zu reden, doch für die Eltern ist er noch ein Kind und solange er noch unter ihrem Dach wohnt, hat er zu gehorchen. Wenn er dann verheiratet ist, muss er selber Verantwortung übernehmen. Zu diesem Zeitpunkt fühlt er sich nicht als eigenständiges Individuum in der Familie verstanden. Er mag das Familienleben nicht und bezeichnet sich selbst als „einsamer Freier“. Auf die Frage, ob sich seiner Meinung was ändern würde, wenn er verheiratet wäre:

„Sicher! Meine Mutter sagt jetzt schon, du darfst nicht machen was du willst. Erst, wenn du verheiratet bist und weg von uns bist, weg, halt, aus der Wohnung weg, dann darfst du das machen, was du willst. Dann mach was du willst, das ist mir dann wurscht. Sie sagt, dann musst du selber Verantwortung übernehmen. Sie glaubt, dass ich jetzt verantwortungslos bin. Aber ich bin kein kleines Kind mehr. Ich weiß schon was was ist. Nur, die denken, dass ich in Probleme gerate, in schlechte Sachen gerate oder so. Sie wissen gar nicht, ob ich gute oder schlechte Freunde habe. Sie kritisieren´s einfach nur. Zum Beispiel schauen sie meinen Freund (Name versteh ich nicht) an. Sie sagen, er hat lange Haare, der hat einen Ohrring, er ist sicher schlecht. Der macht sicher scheiße Sachen. ..Weil sie das nicht gewohnt sind. Sie kommen von einem Dorf“ (271-279).

Emre erklärt sich das Erziehungsverhalten also damit, dass seine Eltern aus einer bäuerlichen Umgebung in der Türkei kommen und es nicht anders erlebt haben. Er fühlt sich unverstanden, da seine Eltern ihn einengen und beschützen, sich aber nicht anhören wollen, was er eigentlich macht und mit wem er befreundet ist. Genauso wie bei seinem Bruder ist die Tatsache wichtiger, dass er pünktlich zu Hause erscheint. Es wirkt so, als ob für die Eltern ausschließlich das Aufzeigen der Grenzen bei der Aneignung von außerfamiliären Räumen wichtig ist und nicht das, was innerhalb dieser jugendlichen Räume tatsächlich passiert.

Emre führt die beschützende Haltung seiner Familie unter anderem auf die Wohnumgebung zurück: „*Ja weil die Gegend so beschissen ist. Weil wir einen Bekannten haben, der Heroin*

nimmt und seine Eltern haben ihn jetzt in die Türkei geschickt, damit er eine Therapie macht und so und jetzt haben meine Eltern noch mehr Angst als vorher. Und die Gegend im 15. Bezirk ist scheiße" (216-219).

Bei Furkan lässt sich wiederum das Gegenteil erkennen. Er meint, dass seine Eltern ihn *„zu locker und zu frei"* erzogen haben. *„Ich bin der einzige Sohn und sie haben mir nichts gesagt. Deswegen ist alles passiert. .. Die haben mir nie gesagt, wenn ich nach Hause kommen muss. Ich bin nach Hause gekommen, wann ich will. Das war egal. Hauptsache ich komm" (241-243).*

Er ist nicht einverstanden mit seiner Erziehung, da ihm die Eltern seiner Ansicht nach zu viel Freiraum gelassen haben. Die Erziehung, die seine Schwester genießt, formuliert er folgendermaßen:

„ (…) Ja, sie geben ihr einfach zu viel Freiheit. Aber ich will das nicht. Freiheit schon, aber wenn ich ihr sage, sie soll um acht Uhr zu Hause sein, soll sie um acht Uhr zu Hause sein. Wenn ich ihr sage sie soll kein Röckchen tragen, trägt sie kein Röckchen. Aus, Ende der Geschichte. Bis sie heiratet, ist sie Jungfrau noch. Sie darf nie vergessen, wo sie herkommt. Das ist wichtig. Ihre Religion, Vaterland" (249-253) und *„Das interessiert mich nicht. Ich bin ihr Bruder. Meine Eltern sagen auch nicht viel, aber ich schon. Meine Schwester ist mir wichtig (246-247).*

Im Fall von Furkan scheint diese typisch autoritäre Erziehung, wie sie „türkischen Familien" immer wieder zugeschrieben wird, nicht zu greifen. Interessant ist, dass er seine umso strengeren Ansichten bezüglich seiner Schwester mit der Aussage untermauert *„Das ist die Kultur halt so"* (254-255). Er trägt also ein Bild der „türkischen Kultur" mit sich herum, das er aber offensichtlich nicht von seinen Eltern mitbekommen hat. Die Frage drängt sich auf, woher er dieses Bild hat.

Werte, Normen und Erziehungsmethoden stehen in engem Zusammenhang. Teilweise kann man aus den Interviews erkennen, dass von Seiten der Eltern eine Orientierungslosigkeit, wie ihre Kinder am besten erzogen werden sollten, besteht. Wie Schiffauer gesagt hat, fällt in der Migrationssituation die soziale Kontrolle von außen weg. Aus diesem Grund wird die Kindheit als eigene Lebensphase anerkannt und die Erziehung der Kinder wird so gestaltet, dass sie auf die Formung des inneren Menschen abzielt.

Alle fünf Interviewpartner bewerten das allgemeine Erziehungsverhalten in „türkischen Familien“ als streng. Drei von ihnen behaupten jedoch „normal“ und einer behauptet „zu locker und zu frei“ erzogen worden zu sein. Emre ist der einzige, der seine Erziehung als sehr streng bewertet. Das „Nicht-Geschlagen-Werden“ und die Möglichkeit der Kommunikation arbeitet er als Kriterien für eine permissive Erziehung heraus. Die Erziehung der Töchter wird als strenger empfunden als jene der Söhne. Das „Beschützen“ dieser wird mehrmals erwähnt und allem Anschein auch von den Jugendlichen nachvollzogen. Sie selbst scheinen sich – bis auf Emre – in ihrem Handlungsspielraum nicht eingeschränkt zu fühlen.

Die „strenge türkische Erziehung“ wird zwar von den Interviewpartnern angesprochen, kann jedoch – abgesehen von Emre – nicht bestätigt werden. Wie sich jedoch in Kapitel 9.1.2. herausstellen wird, kann in einem anderen Bereich von einer Einschränkung des Handlungs- und Bewegungsspielraumes von Seiten der Familie gesprochen werden.

8.3. Geschwisterbeziehung

Wie sich die Beziehungen zu den Geschwistern gestalten, hat auch Auswirkungen auf Selbstverortungen. Aus dieser Art von Beziehung entwickeln sich zukünftige verwandtschaftliche Beziehungen. Onur spricht sehr viel über seine um ein Jahr ältere Schwester:

„Zu meiner Schwester sind wir .. gut, eigentlich .. Problem ist, manchmal ist sie .. ((lachend)) streng für mich, manchmal bin ich streng für sie, aber mit meinem Bruder, da ist alles supadupa. Wir streiten, und dann nach zwei Minuten sind wir wieder Freunde ((lacht)). Meine Schwester, die erzählt mir alle ihre Geheimnisse und ich erzähl ihr, also wir sind so. Ich erzähle zum Beispiel meinem Bruder nichts über meine Freundinnen oder über meine .. wie soll ich sagen, Verlobte, aber sie .. erzählt mir, ich erzähl ihr, aber meinen Bruder nicht. Keine Ahnung warum. Ich wollte ihr erzählen, sie hat mir erzählt, also, machma dann irgendwas. So, ja. .. Ja ((lacht))…“ (98-105).

Onur und seine Schwester sprechen über wichtige intime Angelegenheiten und deshalb kann davon ausgegangen werden, dass sie eine recht enge persönliche Bindung haben. Die Familie stellt also einen starken Rückhalt für ihn dar.

Weiters meint er bezüglich seiner Schwester: *„Ja jetzt hat sie ja einen Verlobten, deswegen. Der muss ja auf sie aufpassen, deswegen sagt mein Vater nichts mehr. Ja. Ich pass auch auf sie auf. Wenn sie zum Beispiel spät kommt, sie ruft mich an, ich komme in 20 Minuten nach Hause. Nach den 20 Minuten, wenn sie nicht da ist, dann ruf ich sie an und frag sie wo bist du, ist was passiert? Oder wenn ich sie zum Beispiel irgendwo abhole, dann nehm ich sie und bringe sie nach Hause. Ja. Man muss immer aufpassen, dass nichts Schlimmes passiert. Ja…. Sie ist zwar älter, aber ich muss trotzdem aufpassen. Eine Schwester, zum Beispiel, ist immer die kleinste. Egal ob sie älter ist, für uns ist sie die Kleine. Wir müssen auf sie aufpassen. Das machen alle Familien so, alle türkischen Familien. Egal ob sie 15 oder 30 ist, dann muss der kleine Bruder immer auf sie aufpassen. Wenn sie kein Geld hat, gibt ihr der Bruder Geld. Wenn sie kein Wohnhaus hat, kommt sie hier her wohnen. So ist das. Da muss man immer helfen, aufpassen. Was sie braucht, machen wir alle zusammen. Ja …“ (437-448).*

So oft, wie Onur für das „Aufpassen“ plädiert, kann davon ausgegangen werden, dass ein starkes „Beschützerbewusstsein“ bei ihm besteht. Was bei ihm generell auffällt, ist die Tatsache, dass er der einzige ist, der den „typisch türkischen Familienaufbau“ sehr plakativ darstellt und wohl auch so wahrnimmt.

„Wir passen gegenseitig aufeinander auf. Mein Bruder und ich. Aber wenn zum Beispiel meiner Schwester irgendwas passiert, dann machen das ich und mein Bruder. Manche Sachen dürfen mein Vater und meine Mutter nicht wissen. Dann machen das gleich ich und mein Bruder“ (350-353).

Die Geschwister agieren hier untereinander auf einer Ebene, die sich von den Eltern differenziert. Deswegen gibt es hier nicht nur eine allgemeine Kontrolle innerhalb der Familie, sondern diese spielt sich anscheinend auf verschiedenen Ebenen ab.

Wie Nauck und Kohlmann bereits erklärt haben, sind die Geschwisterbeziehungen mit „reziproken instrumentellen Aktivitäten“ verknüpft (vgl. Nauck/Kohlmann 1998:223). Das Helfen und das Aufpassen gehören für Onur anscheinend zu den wichtigsten Leistungen (siehe Kapitel 5.3.5.).

„Zum Beispiel manche, Bruder und Schwester, zum Beispiel die Schwester will mit jemandem ausgehen und einen Freund haben, aber ihr Bruder will das nicht. Aber ich sag immer, wenn du glücklich bist, wenn du gut mit ihm bist, dann kannst du schon einen Freund haben, aber wenn ich irgendwas höre, was schlimm ist … weil für mich ist das so. Manche Brüder und Schwestern machen das nicht, die lassen das nicht, dass die Schwester einen Freund hat. Einen Verlobten schon, aber die Eltern müssen das auch wissen. Ja.. Wenn wir nichts wissen und sie macht eigenes, sie sagt niemanden, sie will heiraten, dann .. muss man dann e i n b i s s c h e n l a u t e r s p r e c h e n ((lacht))" (Onur 466-473).

Wie bereits in Kapitel 7.2.2. dargestellt wurde, zeigt dieser Absatz wieder, dass Onur seiner Schwester bestimmte Freiräume lässt, er jedoch nicht ganz auf die Kontrolle der Räume verzichten kann. Es wird darauf geachtet, dass die Familie sozusagen nicht in „Verruf" gerät, indem auf die offizielle Version nach außen hin geschaut wird. Onur meint, dass bei wichtigen Entscheidungen, wie Heirat etc., die gesamte Familie mit einbezogen wird und heißt das auch gut so. Sein Bruder Hazan schildert die Beziehung zu seinen Geschwistern wie folgt:

„Naja, .. meine Schwester .. die war verheiratet. 2 Jahre. Und dann, wegen Automat spielen und so, .. dann hat sie ihn verlassen. Er hat in Deutschland gelebt .. er war Türke, aber deutscher Türke. Und ja, jetzt heiratet sie nochmal. Auch ganz normal. Ich seh sie auch fast nie. Die arbeitet jetzt im 14. Glaub ich, als Frisörin. Mein Bruder, naja, mit ihm bin ich fast wie Freunde. Wenn wir streiten, streiten wir richtig. Ansonsten wie Freunde. Wenn er was von mir braucht, Geld zum Beispiel. ((lachend)) Er nimmt immer von mir Geld. Ja, und er verdient mehr, aber er gibt immer mehr aus. Er hat zum Beispiel 600 bekommen, ich hab 280 bekommen. Ich hab noch immer Geld, er hat keins. Ich geb ihm Geld. .. Naja, bisschen" (208-215).

Der Freundeskreis von Onur und Hazan überschneidet sich teilweise. Deswegen bezeichnen sich die Brüder gegenseitig auch als Freunde. Beide erwähnen die Hilfeleistungen, die sie sich gegenseitig erbringen, vor allem jene finanzieller Art. Die Unterstützung spielt auch bei ihm eine große Rolle. Hazan´s Verhältnis zu seiner Schwester scheint nicht so intim zu sein. Er betont die Verantwortung gegenüber seiner Schwester nicht so sehr wie Onur.

Auf die Frage, wie das Verhältnis zu seiner Schwester ist, antwortet Furkan: *„Ja ziemlich gut. Ja, so, ich wollte immer, dass sie nie Probleme kriegt so wie ich. Ich hab´s ja auch zum Teil geschafft. Zum Beispiel in der Schule. Ich hab immer geschaut, dass sie nicht diskriminiert wird. Also Eltern und ich. Meine Schwester ist das wichtigste" (121-123).*

Furkan argumentiert bei der Darstellung der Beziehung zu seiner Schwester wiederum mit der Diskriminierung. Er erzählte mir außerdem, dass es für ihn sehr wichtig ist auf seine kleine Schwester aufzupassen. Auch bei ihm hat das „Beschützen" einen großen Stellenwert, wie bereits in Kapitel 7.2.2. dargestellt wurde.

Die Beziehung zu seinem jüngeren Bruder Atakan erklärt Emre: *„Ja der ist 15. Er ist ein Problemkind. Die Noten, die Freunde. In der Schule ist er scheiße. Sein Freundeskreis ist nicht so super. .. Der hat Bewährung. Er ist ein Problemkind. Der Jüngste halt. Er ist schlimm. Er sucht immer Streitereien. Er ist ein Hero-Typ. Jede Woche kommt er zu mir und sagt ich hab den geschlagen, ich hab den geschlagen. Man kann nicht mit ihm sprechen. Dann sagt er ich mach was ich will, ich soll scheißen gehen. Also ich pass eh auf ihn auf, dass er nicht so beschissene Sachen macht, wie Gras rauchen. So was macht er eh nicht, aber .. er ist halt ein Problemkind. Wenn ihn auf der Straße jemand anschaut, dann sagt er was schaust du und geht auf ihn los" (241-248).*

In der Familie scheint Atakan negativ aufzufallen und als Problemkind wahrgenommen zu werden. Gespräche mit Emre verweigert er und somit haben die beiden nicht wirklich einen Zugang zueinander. Ich fragte ihn, warum er glaubt, dass sich Atakan so verhält: *„Keine Ahnung. Zu Hause ist es streng und draußen ist er frei, da kann er machen was er will. Und er sagt halt, zu Hause werde ich begrenzt. Draußen kann ich machen was ich will und so. Keine Ahnung" (250-252).*

Emre kann offenbar nachvollziehen, dass sein Bruder das Bedürfnis hat sich außerfamiliäre Räume anzueignen. Er betont dennoch, dass er auf ihn aufpasst. Der junge Mann hat noch zwei ältere Brüder. Am besten versteht er sich: *„Mit dem Ältesten. Er interessiert sich auch für Fußball. Vielleicht deswegen, aber die anderen zwei interessieren sich schon auch für Fußball. Der Älteste hat auch sechs sieben Jahre vereinsmäßig gespielt. Ich habe auch gespielt. Keine Ahnung, vielleicht deswegen.. Ich mach aber sonst gar nichts mit meinen Geschwistern" (303-306).*

Obwohl Emre und seinen ältesten Bruder gemeinsame Interessen verbinden, grenzt er sich trotzdem irgendwo von der Familie ab. Seine Einstellung gegenüber dem Familienleben *(„Ich mag das Familienleben nicht“ (200))* spiegelt sich auch in der distanzierten Beziehung zu seinen Brüdern wider.

Die Schwester von Altay ist zwölf Jahre alt und besucht derzeit die zweite Klasse in der Hauptschule. Sein kleiner Bruder ist in der zweiten Klasse in der Volksschule. Aufgrund des Altersunterschiedes sei die Beziehung zu den beiden nicht sehr intensiv, gibt er an.

Die Beziehungen zu den Geschwistern zeigen, wie wichtig die Familie für die Jugendlichen ist. Auch wenn das Verhältnis zu Bruder und Schwester – wie bei Emre und Altay - eher distanziert ist, spielen gegenseitige finanzielle und emotionale Hilfestellungen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle für sie. Bei der Darstellung der Beziehungen betonen die Burschen das Aufpassen auf die Schwester und die Kontrolle über deren Räume. Auch wenn die Kinder untereinander auf einer Ebene agieren, lässt sich andererseits erkennen, dass Mädchen und Burschen von ihren Eltern nicht unbedingt gleich behandelt werden. Wie bereits in Kapitel 7.2.2. dargestellt, werden die Geschlechter teilweise unterschiedlich erzogen, was die Jungen anscheinend auch nachvollziehen können. Diese geschlechtsspezifische Sozialisation wird in Kapitel 9.1.2. erneut wiederkehren.

8.4. Beziehung zu Verwandten

Die Interaktion mit den Verwandten kann Auswirkungen auf die Gestaltung der Lebensentwürfe und auf die Selbstverortung der Jugendlichen haben. Deshalb sollen die verwandtschaftlichen Beziehungen hier einer genaueren Untersuchung unterliegen.

Onur und Hazan haben Verwandte in der Türkei, in Österreich, in Deutschland, in Holland und in England. Diese dürften alle Geschwister der Mutter sein. Wenn die Familie nach Aksaray fährt, treffen sich dort alle aus Europa. Onur berichtet mir, wie die Art der Kommunikation aussieht:

„Aso, ja wir reden jedes Wochenende mit Webcam, MSN. Wir müssen das machen, Verwandte vergisst man nicht. Bei unserer Kultur ist das so, Verwandte darf man nicht

verlassen oder .. wir können auch so machen, dass wir nicht zu ihnen gehen und sie nicht zu uns kommen, aber das geht nicht. Wir müssen immer so, wir laden sie zum Essen ein, sie uns. Immer so" (163-167).

Onur spricht hier die gegenseitigen Verpflichtungen an, die erfüllt werden „müssen", damit der Kontakt nicht abbricht. Er geht offenbar davon aus, dass diese Art des Umgangs mit Verwandten eine typisch türkische Tradition ist. In Anbetracht der Tatsache, dass das aber kein „türkisches Phänomen" ist, zeigt das, dass Onur nicht wirklich über nicht-türkische Verwandtenbeziehungen Bescheid weiß.

Die Aufrechterhaltung der Kontakte in die Türkei bezeichnet Hazan als problematischer. Hin und wieder telefoniert er mit seinen Verwandten dort, *„aber in der Türkei kennen sie sich überhaupt nicht aus mit dem Internet. Das ist halt so bei uns…" (121-123).*

Auffallend in dieser Passage ist die Tatsache, dass Hazan auf der einen Seite die Türkei als fernen Ort wahrnimmt und gleichzeitig meint *„das ist halt so bei uns".* Einmal im Jahr ist er bisher in die Türkei gefahren, um Verwandte zu besuchen. Seit drei Jahren war er nicht mehr dort. Er erklärt dies damit, dass ihm dort langweilig ist, da es kein Meer gibt. Auch Emre scheint von den Besuchen in der Türkei nicht angetan zu sein:

„Was soll ich da erzählen. .. Naja. Dort ist keiner mehr im Dorf, jeder ist ausgezogen. Aber mein Vater will unbedingt dort hin, in die ((macht Anführungszeichen mit den Fingern)) Heimat. .. Jedes Mal, wenn er in die Türkei fährt, fährt er dort hin. Er saniert das Haus, das wir dort haben. Eh umsonst. Wir fahren ja nur ein Monat Maximum hin. Er saniert jedes Mal das Haus. Er muss dorthin fahren, er will es einfach. Weil er dort aufgewachsen ist wahrscheinlich. Aber ich fahre immer nach Izmir zu Verwandten. Wir fahren mit dem Auto meistens in die Türkei. Das dauert eh lang genug. Eineinhalb Tage oder so. Die lassen mich halt, also wir fahren zuerst in die Stadt, zu den Verwandten dort, zu den Tanten, zwei Wochen. Zum Beispiel, wenn wir ein Monat fahren, sind wir zwei Wochen dort und dann lassen meine Eltern mich da. Bei den Verwandten dort. Und dann fahren sie in das Dorf. Sie bleiben dort und zwei drei Tage vor der Rückfahrt fahr ich mit dem Bus dort hin und dann fahren wir wieder zurück. Ich mag das Dorf nicht. Da gibt's keine Jugendlichen. Niemanden. Im Sommer arbeiten die, da ist nichts. Ich muss eine halbe Stunde fahren, dass ich zu einem etwas größeren Dorf komme, wo es auch so Geschäfte gibt. Das ist beschissen" (116-128).

Mit seiner Andeutung auf „Heimat“ sagt er, dass es diesen Ort nicht mehr gibt. Er macht darauf aufmerksam, dass das eine symbolische Heimat ist, da sie nie dort sind. Eine Art Sicherheit für seinen Vater und eine gewisse Verbundenheit scheinen noch da zu sein, die Emre jedoch nicht wirklich nachvollziehen kann. Er hat offenbar keinen wirklichen Bezug mehr zur „Heimat“ seines Vaters.

Dennoch hat Emre über den Internetdienstanbieter MSN und über das soziale Netzwerk „Facebook“ fast jeden Tag Kontakt mit den Cousins in der Türkei und in Deutschland. Auch in Wien haben sie viele Verwandte:

„((ganz bestimmt)) GENUG! Ich hab hier drei Onkel. Mein Vater hat hier .. vier oder fünf Cousins. Alle so viele. Die sind im 15., im 10., im 23., im 13. , also überall ein bisschen..“ (196-197). Mit den Verwandten in Wien hat Emre jedoch nicht so viel Kontakt: „*Ich mag das Familienleben nicht. Ich bin ein einsamer Freier“ (198-200).*

Obwohl er mit der Türkei nicht so viel anfangen kann, ist Emre offenbar darauf bedacht, die Kontakte zu seinen Verwandten dort aufrecht zu erhalten. Den einzig wirklichen Bezug, den er noch in das Herkunftsland seiner Eltern hat, ist seine Großmutter: *„Zum Beispiel meine Oma, die kommt 6 Monate her im Winter und 6 Monate ist sie in der Türkei im Dorf. Sie geht so im Mai/April weg und kommt so im Dezember wieder“ (97-98).*

Altay hat Verwandte in Wien, in Deutschland und in der Türkei. Mindestens einmal im Monat hat er telefonischen Kontakt bzw. sieht sie. Die Verwandten in der Türkei sieht er immer im Sommer.

Furkan hat anscheinend nicht viel Kontakt mit seinen Verwandten: *„Ich hab meinen Opa nie gesehen. Beide. Die sind schon gestorben. Der eine in Deutschland, der eine in der Türkei. Und /ehm/ meine Oma hab ich auch nicht so richtig gesehen. Die ist in Istanbul. Also meine Oma, die Mutter von meiner Mutter, die ist in Istanbul. So ein starkes Verhältnis hab ich nicht zu ihr. Ich seh sie ja kaum“* (147-150).

In Wien hat Furkan seinen Onkel und Cousins. Kontakt mit denen hat er jedoch weniger: *„Meine Eltern schon, aber ich geh nicht so oft. Also meistens treffen sie sich bei einer Hochzeit und ich geh nicht zu einer Hochzeit. Ich find das abnormal. ((lacht)). Weil du so viele Türken auf einmal siehst, ich pack das nicht“ ((lacht)) (152-154).*

Wenn wir uns zurück erinnern, war Furkan derjenige, der mehrmals auf die „türkische Kultur“ verwies und sogar autoritäre Erziehungsmethoden wie physische Gewalt befürwortete. Er hat aber nicht viel Kontakt zu seinen Verwandten.

Durch ständige Kontakte zu Verwandten wird der Informationsfluss aufrecht erhalten. Furkan und auch Emre grenzen sich sichtlich davon ab. Keine/r der Großeltern leben das ganze Jahr über in Wien. Durch diese transnationalen familiären Strukturen gibt es automatisch weniger Erwartungen an die Burschen, die soziale Kontrolle ist kleiner und der Druck minimiert sich. Für mich war es sehr unerwartet, dass die Jugendlichen relativ viel Kontakt zu ihren Verwandten pflegen. Sie pendeln zwar nicht transmigrationstypisch zwischen beiden Ländern hin und her, doch sie fahren in Urlaub in die Türkei oder nach Deutschland, den sie mit Verwandtenbesuchen verknüpfen, und außerdem sind sie über Telefon und Internet regelmäßig in Kontakt. Anlehnend an das Konzept der „transnationalen sozialen Räume“ von Pries (2001), an „Imaginationen“ nach Appadurai (2000) und Glick-Schiller (1995) sei bedacht, dass die Jugendlichen auch einen transnationalen sozialen Raum für sich kreieren, auch wenn sie in Österreich leben. Sei es, weil sie zu Verwandten in der Türkei, Deutschland und England Kontakt haben, durch materiellen Warenaustausch, durch gegenseitige Hilfeleistungen, durch die Rückkehrorientierung der Eltern (siehe Kapitel 9.4.1.), durch das Schauen von türkischem Fernsehen oder durch den Einbezug verschiedener Symbole und Praktiken wie Ramadan und Weihnachten.

9. Selbstverortung der jungen Männer zwischen Familie und Gesellschaft

9.1. Empfinden des eigenen Handlungs- und Bewegungsspielraumes

Das Jugendalter kennzeichnet sich unter anderem durch den Ablösungsprozess von den Eltern aus. Dabei geht es um die Herauslösung aus elterlichen Vorstellungen von Werten und Normen, um zu einem eigenständigen Individuum heranzureifen und ein eigenes Bewusstsein für Werte aufzubauen. Die Frage stellt sich, inwieweit sie individuelle Entscheidungen von familiären Erwartungen abhängig machen bzw. diese in ihre Lebensentwürfe integrieren. Je nachdem wie die Burschen ihren Handlungsspielraum wahrnehmen, lässt sich herausfinden, ob sie sich eingeschränkt fühlen oder nicht.

9.1.1. Ökonomischer Handlungsspielraum

Wie das zur Verfügung stehende Einkommen von den Jugendlichen gehandhabt wird, kann Auskunft über deren Handlungsspielraum geben. Inwieweit beziehen sie die Familie bei diversen Entscheidungen mit ein bzw. wo beschließen die Jugendlichen individuell? Die Interviewpartner verdienen aufgrund Zivildienst, Lehre, Praktikum und Arbeitslosigkeit derzeit wenig Geld und können sich deshalb auch nicht viel leisten. Auf die Frage, ob sie zu Hause Geld abgeben müssen, erzählt Onur:

„Oh ja, manchmal schon. Mein Vater macht ja zum Beispiel in der Türkei ein Haus. Wenn er kein Geld mehr hat, muss ich geben. Nicht muss, sondern .. das .. wie soll ich sagen, das ist mein eigenes Ding. Ich wohne dort, ich esse dort, die zahlen mir Internet und alles. Da muss ich ja helfen ein bisschen. Das muss ich … Das ist, dann wohn ich wie so in einem Hotel so. Wenn ich da bin, muss ich ja auch was zahlen. Ich bin schon 21. Was soll ich machen jetzt. Ich wohne dort. A l l e s mach ich dort. Da muss ich ja ein bisschen helfen…“ (288-293).

Onur nimmt in seinen Augen Leistungen in Anspruch und somit ist es selbstverständlich für ihn einen Teil seines Geldes abzugeben und seinem Vater beim Hausbau in der Türkei zu

unterstützen. Man könnte sagen, dass er sich seiner Familie in ökonomischer Hinsicht verpflichtet fühlt und dafür auch bereit ist, auf individuelle Bedürfnisse zu verzichten:

„Ich könnte schon ein Auto kaufen, aber mein Vater muss ja Haus bauen, ja. Er gibt immer sein Geld dort hin, dann kann er mir nicht helfen. Weil wenn ich zum Beispiel fünf-sechstausend habe, dann muss er mir noch fünftausend geben. Aber er kann mir das nicht geben. Er muss immer helfen zu Hause. Das kann er nicht. Deswegen ist es ein bisschen schwer zur Zeit. Wenn alles fertig ist, dann geht es besser. Er kriegt schon genug. Ja .." (558-563).

Diese Passage ist ein sehr schönes Beispiel dafür, dass die Erfahrung der Migration samt ihren Herausforderungen und Folgen ein Projekt ist, das die gesamte Familie betrifft. Onur stellt wie selbstverständlich seinen Wunsch nach einem eigenen Auto hinter die Wünsche seines Vaters und der gesamten Familie.

Auch Hazan unterstützt laut Angabe von Onur die Familie: *„Der macht Zivildienst. Da kriegt er nicht so viel. Ich hab 600 Euro gekriegt, er kriegt 280 Euro. Wenig. Deswegen muss er die Telefonrechnung zahlen. 60 Euro. Mit den restlichen 200 Euro geht er einkaufen oder wenn meine Mutter Geld braucht, dann gibt er ihr. Dann, ja ((lacht)) wir machen so, wir geben. Also wir helfen immer untereinander" (302-305).*

Die gegenseitigen Hilfeleistungen in der Familie haben offensichtlich Priorität. An dieser Stelle sei nochmal gesagt, dass dieses gemeinsame Wirtschaften im Haushalt auch ein Phänomen der sozialen Unterschicht repräsentiert. Einen Teil von so wenig Geld abzugeben bedeutet in meinen Augen eine Einschränkung des eigenen Spielraumes. Es scheint aber nicht so, dass die Jugendlichen das selbst als Einschränkung empfinden.

Auch Altay gibt an, dass er und die Eltern sich gegenseitig unterstützen: *„Also für meine Ausbildung sind sie eh immer für mich da, also mein Auto, mein Führerschein, also die sind eh immer da. Daweil helf ich denen das Haus fertig machen und dann krieg ich eh alles was ich will" (210-212).*

Derzeit hilft er den Eltern beim Hausbau mit der Aussicht, dass seine Bedürfnisse nach der Fertigstellung wieder mehr in den Vordergrund rücken.

Emre zeigt erneut eine distanzierte Haltung gegenüber seiner Familie: *„Nein da geb ich nichts, aber ich nehm auch nichts. Ich muss in einem Monat mit 240 auskommen“ (341-342).*

Es zeigen sich hier Diskrepanzen der Erwartungen. Auf der einen Seite wünschen sich die Eltern, dass die Jugendlichen den sozialen Aufstieg schaffen, auf der anderen Seite wird indirekt erwartet, dass die Kinder beim Familienprojekt „Hausbau“ etc. behilflich sind. Die Frage, ob die Eltern die finanziellen Hilfeleistungen definitiv von ihren Kindern erwarten oder ob die Erwartungen der jungen Männer sogar höher liegen als jene der Eltern kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden und muss deshalb im Raum stehen bleiben. Es scheint aber so als ob die Burschen diese Art von Hilfeleistungen als selbstverständlich beurteilen und so kann gesagt werden, dass sie sich in diesem Punkt in ihrem Handlungsspielraum nicht eingeschränkt fühlen.

9.1.2. Sozialer Handlungsspielraum

Wie die Jugendlichen ihren Handlungs- und Bewegungsspielraum in Bezug auf soziale Kontakte bewerten, lässt erkennen, wie sie sich verorten. In Kapitel 7.3.2. wurde bereits dargestellt, dass die Jugendlichen viel Kontakt zum gleichen Geschlecht haben. In Bezug auf Mädchen sieht die Situation etwas komplexer aus. Im folgenden Kapitel sollen deshalb die Heiratsvorstellungen und Beziehungen zu Mädchen im Kontext der Familie genauer untersucht werden.

HEIRAT

Auf die Frage ob Hazan sich vorstellen könnte eine Frau zu heiraten, die nicht Türkin ist:

„Ja. .. Aber nur, wenn sie meine Religion annehmen würde. Meine Eltern würden mich dann auch nicht akzeptieren .. glaub ich. […] Naja, auf der einen Seite ist die, die ich liebe, auf der anderen Seite sind meine Eltern. Und mir sind meine Eltern eher wichtiger, weißt. Es gibt genug Frauen. ((beide lachen)). .. Ich werd eh nicht von hier heiraten. Ich habe eh schon eine von der Türkei. .. Wir sind nicht verlobt, aber, weißt eh, seitdem ich klein bin, lieb ich sie halt. Seitdem sind wir halt in Kontakt“ (261-268).

Hazan scheint im ersten Moment ziemlich hin- und hergerissen zwischen seinen und den elterlichen Vorstellungen. Doch auf den zweiten Blick kann man klar erkennen, dass Hazan seine eigenen (eventuellen) Bedürfnisse hinter jene der Familie stellen würde. Für ihn haben die Eltern Priorität. Diese könne man sich im Gegensatz zu Frauen nicht aussuchen. Hazan hat sich allerdings aufgrund seines jungen Alters noch nicht ausführlich mit dem Thema „Heirat" beschäftigt: *„Naja, ich bin noch zu jung. Und weil ich kein Geld hab. Ich brauche einen sicheren Job, oder eine eigene Wohnung .. bis ich das alles hab, dauert´s noch. So drei, vier Jahre" (270-271).*

Die Eltern befürworten eine Hochzeit mit der besagten jungen Frau: *„Jaja, .. ja was sollen sie sagen. Sie sagen ja selber, dass ich sie nehmen soll. Die kennen auch, weißt eh, ihre Eltern auch. Die sind auch so gute Freunde. Aber ich weiß nicht, ob ihre Eltern das wissen. Meine Eltern wissen es. Jetzt studiert sie irgendwas, keine Ahnung. Sie will auch Uni gehen. Lehrerin werden, was weiß ich. Wenn ich auch in der Türkei wäre, würde ich das auch machen" (274-278).*

Wenn die Eltern ihn nicht akzeptieren würden falls er eine Frau heiratet, die nicht-türkischer Herkunft ist, bedeutet das in meinen Augen eine Einschränkung des Handlungsspielraumes. Wie bereits zuvor zeigt sich in diesem Beispiel, dass Hazan beide Möglichkeiten abwiegt und zum Schluss kommt, dass ihm die Anerkennung von Seiten der Familie wichtiger ist. Es lässt sich kein inneres Gefühl der Zerrissenheit erkennen.

Über Onur´s Hochzeit gab es bereits Gespräche: *„Ja sie* (die Eltern) *reden schon. Aber wenn die Zeit kommt. Bei uns ist das so, wenn du heiraten willst oder wenn du eine Beziehung willst, dann musst du es ihnen sagen. Die Eltern gehen dann dort hin und sagen dann ja so so so und so. Wir wollen Ihre Tochter für meinen Sohn haben. Aber dieses Mädchen kennt mich eh. Ich kenn sie. Das Mädchen sagt dann ja, nein. Und wenn sie will, dann heiraten und alles" (133-137).*

Onur kennt die „Regeln" der Verheiratung. Er macht sich keine Gedanken über die Sinnhaftigkeit und nimmt sie folglich als gegeben hin. Für ihn ist es offenbar selbstverständlich eine türkische Frau zu heiraten und er schließt daher jede andere Möglichkeit von vornherein aus.

Außerdem fügt er hinzu: *„Man kann schon heiraten, aber alle müssen das wissen. Man muss alle einladen. Zum Beispiel, wenn ich mit dir, mit einer Frau, in eine Wohnung gehe und jemand sieht das, dann machen sie immer so ((zeigt mit der Hand)) bla bla bla. Aber wenn das alle wissen, dann sagen sie, der ist schon verheiratet. Ja, ja …“ (518-521).*

Durch die soziale Kontrolle wird sein Spielraum also eingeschränkt. Onur´s Aussagen sind sehr widersprüchlich. Auf der einen Seite scheint ihn die soziale Kontrolle von außen zu belasten und fühlt sich dadurch eingeschränkt, auf der anderen Seite findet er die Kontrolle über die Frauen und Mädchen (sie Kapitel 7.2.2.) gut und will das auch so weiterführen, wenn er meint, er hätte gern einen Sohn, welcher dann auf seine Tochter „aufpasst“.

Emre grenzt sich mit folgender Aussage von „ÖsterreicherInnen“ ab: *„Zum Beispiel bei den Österreichern, wenn sie was unternehmen mit Mädchen, dann ist das normal. Das ist nicht so .. Und bei uns, wenn wir was mit einem Mädchen unternehmen wollen, und dann sieht uns jemand, dann denken die wir sind zusammen und das sagen wir den Eltern. Das ist schon blöd, deswegen hab ich ein Problem mit der Freundin ((lacht))“ (378-382).*

Auch Emre fühlt sich eindeutig eingeschränkt aufgrund der Überwachung durch die „community“. Auf die Frage, was denn für ihn „bei uns“ und „türkische Kultur“ bedeutet, entgegnet er: *„…, an die Regeln halten,(..) man muss die Eltern immer schätzen, immer machen, was die wollen, respektvoll und ja zum Schluss heiraten, mit einem Mädchen, das sie auch ok finden.“ (418-420).*

Die Eltern von Emre wären laut ihm definitiv gegen eine Heirat mit einer Frau mit nicht-türkischem Hintergrund: „*Na, glaub ich nicht. Nein, das würde nicht ok sein. […] Daran hab ich noch nicht gedacht, aber die wird gleich mal beginnen, die ist nicht Moslem, was machst du mit ihr und so. Ja keine Ahnung. Ich erlaub´s dir nicht, wenn du das machst, dann kannst du uns vergessen oder so.. [..] Mein Vater würde gleich auszucken“ (154-160).*

Ein wichtiges Kriterium ist laut Emre die Religion. Eine Heirat mit einer Frau, die nicht muslimisch ist, impliziere einen Verstoß durch die Familie. Die ethnische Herkunft scheint somit für die Eltern einen hohen Stellenwert zu haben. Für Emre ist dieses Thema allerdings nicht wirklich präsent: „*Keine Ahnung, eigentlich hab ich nicht viel mit österreichischen Mädchen zu tun. Ich bin auch immer mit türkischen Mädchen und so. … Ich sag ja, daran hab*

ich noch nie gedacht. .. Aber wenn ich sie liebe, wenn sie mich liebt, wenn alles passt, würd ich schon, ja" (153-164).

Würde diese Situation dennoch eintreten, wäre Emre bereit gegen die elterlichen Vorstellungen zu handeln. Eine Heirat mit einer Frau aus der Türkei kann er für sich definitiv ausschließen: „*Jaja, die* (älteren Geschwister) *haben in der Türkei geheiratet. Der ältere ist mit der Cousine verheiratet. Und der andere, wir waren im Sommer in der Türkei und bei einer Hochzeit hat er eine gesehen. Da hat er gesagt ich will sie, da haben sie sich getroffen, kennengelernt, dann hat eh alles gepasst so. Dann haben sie geheiratet. Und jetzt sind alle hier. .. Und das ist auch scheisse. Die kann nicht deutsch. Sie braucht für alles jemanden. Das mach ich auch nicht. Also in der Türkei heiraten. Ein Mädchen aus der Türkei. […] Du musst mal für Visum, ... und das ist jetzt noch schwerer geworden. Und dann, wenn du sie mal hier hast, musst du ihr Deutsch lernen, Deutschkurse und so, zu viel Aufwand" (138-147).*

Emre argumentiert mit dem bürokratischen Aufwand, der auf ihn zukommen würde. Seine Mutter schließt sich hier ihrem Sohn an: „J*a meine Mutter sagt eh schon, du sollst jemanden von hier heiraten. Ich will das nicht mehr haben, diese Visumprobleme, Deutschprobleme und so. Sie sagt ich werde älter, ich brauche jemanden, der Deutsch kann und so" (158-160).*

An diesem Beispiel kann man erkennen, dass die Migrationserfahrung zu Veränderungen innerhalb der Familie geführt hat.

Furkan hat sich dem Anschein nach bereits mit Heiratsvorstellungen auseinander gesetzt: „*Nicht unbedingt. Sie kann auch Österreicherin sein. […] Ja, die* (die Eltern) *wollen schon eher eine Türkin, aber das ist dann meine Entscheidung. Aber die Kinder nach der Scheidung werden bei mir bleiben. Also wenn ich mich mal scheide, bleiben die Kinder einfach bei mir. Die werden so aufwachsen, wie ich aufgewachsen bin. Wenn meine Frau eine Österreicherin ist. Sie darf sie immer besuchen oder so. Aber sie leben so, sie werden immer an den Islam glauben, sie sollen wissen wo sie herkommen. Das was ich gelernt hab, sollen sie auch lernen" (257-264).*

Für ihn spielt die Religion bei der Familienplanung zwar eine beachtliche Rolle, er wäre aber bereit, bei der Entscheidung, welche Frau er schlussendlich heiratet, auch gegen die elterlichen Vorstellungen zu handeln. Gerade diese Entschiedenheit ist wieder typisch für Furkan.

Altay ist derzeit in einer Beziehung mit einer Philippinerin. Mit dem Heiraten will er noch ein paar Jahre warten: *„Also wenn ich mal einen Job hab, ein bisschen Geld auf der Seite hab, dann vielleicht ... such ich die Richtige“ (84-86).*

Bei den Jugendlichen zeigt sich ein stark vorhandenes Pflichtbewusstsein gegenüber der Familie. Wohl gemerkt sind das die Meinungen der Jugendlichen über die Erwartungen der Eltern. Sie glauben also, dass ihre Eltern sich eine Ehe mit einem Mädchen mit türkischem Hintergrund wünschen würden. Hazan ist und Onur sind die einzigen, die das – ohne ein Gefühl der inneren Zerrissenheit - für sich so in Kauf nehmen würden. Die anderen drei Interviewpartner betonen, dass die Wahl der Ehepartnerinnen schlussendlich ihre Entscheidung ist. Es kann gesagt werden, dass sich die Jugendlichen im Punkt „Heirat“ nicht eingeschränkt fühlen.

In Bezug auf Mädchen fühlen sich Onur und Emre teilweise eingeschränkt. Sie erzählen mir aber nicht so viel darüber, da sie wissen, dass es in der Öffentlichkeit ein „Tabuthema“ ist.

Hinsichtlich des Handlungs- und Bewegungsspielraumes hatte ich eine wichtige Erkenntnis. Wenn die Jugendlichen in finanzieller Hinsicht (siehe Kapitel 9.1.1.) auf ihre persönlichen Vorhaben zugunsten der Familie verzichten und sie hinsichtlich der Heiratsvorstellungen der Eltern glauben, dass diese sich eine Frau mit demselben ethnischen Hintergrund wünschen, bedeutet das für mich eine Einschränkung. Es hat sich aber herausgestellt, dass die Jugendlichen selber das nicht so wahrnehmen. Die Selbstwahrnehmung der Jugendlichen stimmt also mit meinen Vorstellungen und Empfindungen nicht überein. Das beweist die Schwierigkeit, sich als Forscherin aus seinen Vorstellungen gänzlich zu lösen und beweist erneut welch wichtigen Aspekt die Selbst- und Fremdwahrnehmung bei der Interpretation „anderer“ spielt.

9.2. Diskriminierungserfahrungen – wahrnehmungen

Der soziale Status von ArbeitsmigrantInnen und auch derer Nachfolgegenerationen in der Aufnahmegesellschaft liegt im Vergleich zu dem der Einheimischen wesentlich niedriger.

Aufgrund dessen sind sie oft Vorurteilen und Diskriminierungen sowohl im sozialen als auch im institutionellen Bereich ausgesetzt. Da das auch Auswirkungen auf die Form der Identifikation mit der österreichischen Gesellschaft hat, soll in diesem Kapitel untersucht werden, wie die Burschen das Thema „Diskriminierung" bewerten.

Altay fühlt sich ausgegrenzt und spürt dies offenbar auch im öffentlichen Leben: *„(…) wenn wir fortgehen, in österreichische Lokale und so, da habma sicher Probleme. Wenn wir ohne Freundin sind. Wenn wir fünf, sechs Leute sind, und wenn wir Türken sind, sind wir Außenseiter. Vielleicht kommen wir gar nicht rein (…). Wenn sie über Türken reden, also Türken sind faul und so, sind arbeitslos, ich mein, wenn sie schlecht über Türken reden, aber nicht direkt zu dir, dann fühlst du dich schon ein bisschen schlecht. U n d wenn wir in der Türkei sind, dann bist du ein Türke, der aus Europa kommt, dann bist du auch Außenseiter und dann denkst du dir, wieso bin ich nach Europa gegangen. Wieso bin ich hier und so. Nur wegen meinen Eltern muss ich mir das anhören?" (148-156).*

Der junge Mann kriegt die öffentliche Debatte offenbar mit und beschäftigt sich damit. Er spürt sowohl eine direkte als auch eine indirekte Diskriminierung. Zusätzlich beklagt er, dass er aufgrund seiner Herkunft automatisch ausgegrenzt wird, und das sowohl in Österreich als auch in der Türkei.

Auch Hazan nimmt Diskriminierungen im öffentlichen Bereich wahr: *„Ja es gibt schon Leute und so. Zum Beispiel in einem Lokal und so, oder … wenn du in einer neuen Gemeinschaft bist, dann hörst du solche Sachen" (158-159).*

Furkan glaubt, dass er die Schule ohne Diskriminierung von Seiten der Lehrenden geschafft hätte und geht noch einen Schritt weiter: *„Vielleicht wär ich sogar nicht so. .. vielleicht hätte ich mich noch mehr geändert. Aber die Lehrer ziehen auch die Österreicher vor. Nicht nur die Österreicher, auch Kroaten, Polen, was in der Nähe liegt. Das hat schon mit der Religion auch etwas zum tun. Bei uns haben die Lehrer einfach die Türken angesprochen, geht's als Tischler, Maurer, die brauchen solche Leute. Dann hab ich einfach aufgehört" (293-297).*

Furkan argwöhnt, dass die Lehrenden kein Interesse daran hätten, Kinder und Jugendliche mit türkischem Hintergrund in das Bildungssystem zu integrieren. Sogar gegenüber anderen MigrantInnen fühlt er sich ausgegrenzt und führt dies auf die Religionszugehörigkeit zurück. Er vermutet oft, dass gegen ihn entschieden wurde, weil er anderer Herkunft ist und ohne

dass seine persönlichen Leistungen überhaupt berücksichtigt worden wären. Ethnische Diskriminierung arbeitet er als Grund für die Schwierigkeiten heraus.

Er erzählt mir von Schlägereien, in die er mehrmals verwickelt war und erklärt sein Handeln damit: *„Ich war einfach frech zu jedem. Weil seit der Volksschule war ich sowieso anders als die anderen. Ich wurde halt diskriminiert meistens. Manche wollen das nicht wahrnehmen, aber es ist wirklich so. Die meisten Leute sind fast gleich" (47-49).*

Furkan hat auf seine Erfahrungen also gewalttätig reagiert. Seinen „Wandel" beschreibt er mir wie folgt:

„So ziemlich auf jeden, der mir am Arsch gegangen ist, bin ich losgegangen. Dann mit sechzehn dann, ist mir schon eingefallen, was ich machen soll. Knapp davor im Häfn zu sitzen ist schon oag, weißt. Dann wollt ichs halt nimmer, da hab ich so ein bisschen mehr Bücher gelesen und so. Dann ist der Gedanke schon wieder vergangen. Und dann hatte ich auch österreichische Freunde und so. Also ich hab erkannt, dass nicht jeder gleich ist. Also es gibt schlimm und gut, hab ich erkannt. Und seitdem bin ich nicht mehr so diskriminierend" (53-67).

Es scheint so als ob Furkan seine Diskriminierungserfahrungen weitergeben würde. Er fühlt sich in der Rolle des Ausgegrenzten bestätigt und hält anderen einen Spiegel vor, indem er selber diskriminiert. Es lässt sich erkennen, dass Furkan sich hier in eine Opferrolle begibt, indem er laufend die Schuld bei anderen sucht.

Nachdem er mir das erzählt hatte, erklärte er sein Handeln wiederum damit, dass das mit der Diskriminierung zu tun hat. *„[…] Solche bleiben schon Hintergedanken, weißt. Warum passiert das und so. Und ich will das nicht mehr. Es sind nicht alle Österreicher so. In Gedanken hab ich mich schon geändert, weißt. Ja .. und jetzt bin ich achtzehn, ja und ich schaff schon alles. Wie gesagt, diese Diskriminierung gibt's immer. Bei meiner Familie, bei mir, so wie bei meiner Schwester noch, diese Diskriminierung. Wenn du in die Politik schaust, .. SPÖ ok, aber wenn du die FPÖ, CDU in Deutschland. Ich mein das mit dem Visum, die nehmen einfach das Touristenvisum von meinem Vater und geben ihm ein 10-Jahres Visum. Wissen Sie wie hart das ist. Man fühlt sich urmies. Und man hakelt schon seit zwanzig Jahren. Mein Vater hat nie Arbeitslosengeld gekriegt. Ja halt, irgendwie .. fühl ich mich schon noch*

diskriminiert. Egal, Polizei, Schule .. es macht keinen Unterschied. Also so, es wird sich glaub ich nichts daran ändern. …"(76-86)

Furkan fühlt sich beim Zugang zu öffentlichen Gütern und Dienstleistungen ausgegrenzt. Es kann gesagt werden, dass er sich durch direkte Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen wie mit der Schule und der Polizei oder am Arbeitsmarkt strukturell diskriminiert fühlt.

Wie in diesem Kapitel gezeigt wurde, fühlen sich die Jugendlichen sowohl direkt als auch indirekt diskriminiert. Die Haltung der Aufnahmegesellschaft hat Einfluss auf die Selbstverortung der Jugendlichen. Im folgenden Kapitel sollen die Zusammenhänge zwischen Anerkennung und Identifikation aufgezeigt werden.

9.3. Zugehörigkeitsgefühle und Identifikation

Esser zufolge ist die Identifikation mit Österreich als Heimat die letzte „Stufe" zur Integration bzw. Assimilation in die Gesellschaft. Gerade für jugendliche MigrantInnen ist diese Thematik sehr wichtig, da sie ständig damit konfrontiert werden. Gefordert wird Eindeutigkeit, was entweder zu einer Distanzierung von der Familie oder von der Gesellschaft führen würde. In diesem Kapitel soll nachgegangen werden, wo die Jugendlichen sich national selbst verorten.

Auch wenn in Onur´s Reisepass österreichischer Staatsbürger steht, fühlt er sich als Türke: *„Hmm, für mich ist es immer .. Für mich ist das, egal, wenn ich im Reisepass, auf Papier Österreich steht, dann bin ich trotzdem ein Türke. Dann kannst du nicht Österreicher sein. Vor den Augen der anderen bin ich trotzdem ein Ausländer, weißt. Und, naja, .. Ausländer, .. ein Türke ((lächelt verlegen)). Das muss ich akzeptieren. Ich bin ein Türke, dann bleib ich Türke, ich kann nicht Österreicher werden. Ich komme aus der Türkei, das sagt jeder, das wird jeder sagen, zum Beispiel, der von Jugoslawien oder Italien kommt, dann sagt er, dass er Italienerin oder Italiener, oder Spanier oder Franzose ist. Niemand sagt das, dass er Österreicher ist. Im Papier steht schon österreichischer Staatsbürger, ich bin österreichischer Staatsbürger, aber .. von der Herkunft ist man Türke oder ein anderes Land. .. Ja" (401-410).*

Wenn er sagt, dass er das akzeptieren muss, bedeutet das, dass er in der Öffentlichkeit so wahrgenommen wird und es deshalb für ihn keine andere Möglichkeit gibt, als sich als „Türke“ zu bezeichnen. Seine Herkunft determiniert also sein Selbstbild. Das hat aber für ihn nichts mit der Türkei zu tun, denn jede/r der/die in einem anderen Land geboren ist, hat dort seine/ihre Wurzeln.

Zu Hause fühlt sich Onur in Wien: *„Wien ist das beste. W e i l, ja ich hab alles probiert, Deutschland hab ich probiert, Niederlande, in Köln war ich zwei Jahre, in Istanbul hab ich auch gewohnt. Aber Wien ist das beste. Warum weiß ich nicht. Vielleicht weil all meine Freunde hier sind, oder es kann auch sein, weil ich es gewöhnt bin“ (354-356).*

Sich zu Hause fühlen ist immer ein Gefühl und deshalb geht es um die emotionale Bezogenheit. Onur betont hier unmissverständlich, dass Wien seine Heimat ist. Genauso wie Onur meint auch Emre, dass er seine türkische Herkunft nicht einfach ablegen kann: *„Naja, vom Stamm aus bin ich Türke. Hier bin ich halt Österreicher. Österreichischer Türke oder türkischer Österreicher. Das ist eine schwere Frage“ (391-392).*

Diese Aussage lässt den Schluss zu, dass er sich sowohl mit der Türkei als auch mit Österreich identifizieren kann. Auf die Frage, wo er sich zu Hause fühlt, meint Emre bestimmt: *„Ja hier“ (394).* Auch Hazan scheint sich im ersten Moment eindeutig sicher zu sein, wo sein Zuhause ist: *„Hier. … Aber für Urlaub ist die Türkei besser. In Österreich gibt’s da nicht so viel“ (179).*

Er erklärt dies mit folgendem Bericht: *„Naa, hier ist es mir lieber. Ich mach mich schon daran gewöhnt hier zu leben. Wenn ich wieder in die Türkei gehe, dann bin ich wieder, weißt eh, dort, Ausländer. .. Ich wohn ja da. Hier sind wir Ausländer, dort sind wir Ausländer. .. Das ist nicht so, ihr denkt, das ist einfach. Aber für uns ist das irgendwie scheiße. .. Dort sind wir Ausländer, da sind wir Ausländer. Wenn wir immer dort sind, dann sagen sie zu uns, jaja, ihr seids die Deutschen halt, weißt eh. Ihr seid reich .. ich weiß nicht. Sie glauben wir sitzen da und verdienen Geld, aber es ist nicht so. Dort .. die meisten machen dort gar nichts. Die gehen einfach ins Kaffeehaus, spielen dort Poker, halt, irgendwas. Sonst machen sie gar nichts. Und hier musst du arbeiten, sonst kannst du nicht davon leben“ (153-161).*

Hazan ist der einzige, der bei diesem Thema ein inneres Gefühl der Zerrissenheit anspricht. Weder in Wien noch in der Türkei fühlt er sich wirklich zu Hause, da er überall Ausgrenzung verspürt.

Hazan hat vermutlich das Gefühl, sich sowohl in Österreich als auch in der Türkei erklären zu müssen. In Bezug auf Zugehörigkeitsgefühle meint er: *„Das ist eine schwere Frage. Beides gleich. .. Aber wenn ich in die Türkei fahr, ist mir immer fad. .. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause. Sogar einen Fernseher gibt's nicht. .. Und türkisch, daran bin ich ja nicht gewöhnt. So türkisches Fernsehen. Ich versteh fast gar nichts. Das ist so zum Beispiel. Es gibt da manche Wörter, die du noch nie gehört hast. Zum Beispiel bei uns in der Wohnung hast du immer die gleichen Wörter. Aber es ist ein bisschen anders. Es hört sich anders an. Manchmal verstehst du alles, manchmal verstehst du nichts. Wenn du nichts verstehst, dann bist du der Ausländer dort. Ja d a n n, weißt eh, lachen sie dich aus so. Aber das ist egal" (237-244).*

Hazan spricht hier die türkische Sprache an, die sich, wie er angibt, vom Türkischen in der Türkei unterscheidet. Caglar benennt die Entstehung einer eigenen Sprache in der Migrationssituation *„a kind of creolized, for that matter an „impure" Turkish"*. (Caglar 2002:25). Bei keinem der Interviewpartner zeigen sich solche Anzeichen des „zwischen zwei Stühlen"- Sitzens wie bei Hazan. Er scheint das Gefühl zu haben, sich sowohl in Österreich als auch in der Türkei erklären zu müssen.

Furkan´s Angabe lässt sich als Gegenteil zu Hazan interpretieren: *„In Wien, Österreich. ... Halt nicht so ganz, beide irgendwie. Ich weiß es selber nicht. Das ist sehr schwierig. Du sprichst daham türkisch und draußen sprichst du österreichisch" (202-203).* Er kann sich sowohl mit der Türkei als auch mit Österreich identifizieren.

Zugehörig fühlt Altay sich eindeutig in Österreich: *„Hier. Hier hab ich meine Freunde. Ich bin hier aufgewachsen .." (124).*

In Österreich erlangen die Kinder automatisch die Staatsbürgerschaft der Eltern, auch wenn sie in Österreich geboren sind. Das bedeutet, kaum ist das Kind auf der Welt, hat das bereits Konsequenzen. Wie kann aber eine Integration ohne rechtliche Gleichstellung überhaupt stattfinden?

Wenn die Jugendlichen im Alltag ständig mit der Frage „Woher kommst du?" konfrontiert werden, sind sie gezwungen eine nationale Zugehörigkeit zu artikulieren. Die Selbst- und Fremdzuschreibung sollte in diesem Zusammenhang immer mit berücksichtigt werden. Wie sich aus den Interviews ergeben hat, artikulieren die Jugendlichen ihre Zugehörigkeitsgefühle sehr unterschiedlich. Onur meint, er kann seine Herkunft nicht

ablegen, fühlt sich aber dennoch in Österreich zu Hause. Hazan fühlt sich sowohl in Österreich als auch in der Türkei ausgegrenzt, wobei auch er sagt, dass Wien sein Zuhause ist. Furkan fühlt sich sowohl der Türkei als auch Österreich zugehörig und Altay empfindet definitiv Österreich als sein Zuhause. Somit kann gesagt werden, dass die Aussagen bezüglich Zugehörigkeit nicht eindeutig sind. Dennoch kann man aus den Interviewpassagen erkennen, dass „sowohl-als-auch"-Zugehörigkeiten überwiegen. Es ergibt sich erneut ein heterogenes Bild.

Auch Geld, Ansehen und Vermögen spielen eine große Rolle beim „Fremd- bzw. Nichtfremd-Sein". Ist man vermögend und angesehen, wird man sich wahrscheinlich wohler fühlen. Wie in Kapitel 6 aber dargestellt wurde, sind die Jugendlichen der unteren sozialen Schicht zuordenbar. Eine eindeutige Zugehörigkeit zu deklarieren wird dadurch mit hoher Wahrscheinlichkeit schwieriger. Dies zeigt, wie eng Anerkennung und Identifikation zusammenhängen.

9.4. Zukunftsvorstellungen

Der Mensch reift grundsätzlich nicht aus sich selbst heraus, ohne Anregungen und Hilfen aus der Umwelt, sondern bezieht diese immer mit ein. Gerade in der Jugendphase beginnen die Heranwachsenden einen eigenen Lebensplan zu erstellen. Das bedeutet, die eigenen Möglichkeiten und Grenzen werden eingeschätzt und Vergangenes wird mit der antizipierten Zukunft verbunden. Den Lebensmittelpunkt haben alle fünf Interviewpartner in Wien. Es zeigt sich, dass sie auch ihre Lebensentwürfe generell danach ausrichten. Inwieweit aber integrieren die Jugendlichen hier die Vorstellungen ihrer Eltern?

9.4.1. Rückkehrpläne

Viele türkische ArbeitsmigrantInnen wanderten aus der Türkei aus, mit dem Gedanken im Hinterkopf, Geld zu sparen, zu investieren und irgendwann wieder in ihr Herkunftsland zurück zu kehren. Wie sich aus den Interviews herausgestellt hat, investieren die

Migrantenfamilien in die Türkei. Diese Investitionen dienen sowohl zur ökonomischen Absicherung als auch zur sozialen Akzeptanz. Diese Tatsachen spielen bei der Gestaltung der familiären Beziehungen eine wichtige Rolle und werden deshalb im folgenden Kapitel dargestellt. Eventuelle Rückkehrpläne und Investitionen in die Türkei haben vermutlich Auswirkungen auf die Lebensentwürfe der Jugendlichen.

Die Eltern von Onur und Hazan investieren in der Türkei in zwei Häuser. Sie wollen zurückkehren, wenn alle drei Kinder die Lehre abgeschlossen haben und verheiratet sind.

Onur: „Ja sie sagen immer, wenn ihr alle, wenn ihr alle heiratet, dann gehen wir in die Türkei. Also wir bleiben nicht mehr hier. Jeder sagt das so, aber niemand geht ((lacht)). Aber ich werde das so machen, wenn ich heirate und einen Job finde, dann sag ich zu ihnen, sie sollen in die Türkei fahren und jedes dritte Monat oder im Sommer, im Winter sollen sie hier her kommen. Wir würden ihnen Geld schicken, mein Bruder und ich. Wir haben schon geredet, wenn wir heiraten, jedes Monat 200 Euro du, 200 Euro ich, werden wir in die Türkei schicken, zu meinen Eltern. Dann schicken wir ihnen Geld, und wenn sie so was brauchen, zum Beispiel einen Arzt, dann sollen sie hier her kommen, dann kaufe ich Tickets, dann kommen sie... Aber wir wollen hier bleiben, wir, aber nicht unsere Familie, unsere Eltern, meine Mutter und Vater wollen wieder in die Türkei gehen, aber wenn wir heiraten" (505-514).

Wie Barbara Wolbert (siehe Kapitel 4.2.1.) geschrieben hat, scheint sich Onur dessen bewusst zu sein, dass der Gedanke der Rückkehr in die Türkei für die Eltern eine symbolische Bedeutung hat. Er und sein Bruder haben sich offensichtlich mit diesem Thema auseinandergesetzt. Für Onur erscheint ein „Pendler"-Leben für seine Eltern als sinnvoll. Ein „TransmigrantInnen-Dasein" wäre für ihn die logischste und angenehmste Entscheidung, sowohl für ihn als auch für seine Eltern. Man merkt, dass er und sein Bruder sich diese Vorstellung so zurechtgelegt haben. Dies kann für ihr eigenes Leben erleichternd sein, da sie sich nicht ständig mit Fragen der Rückkehr und der Zugehörigkeit konfrontieren müssen.

Hazan führt die Rückkehrpläne seiner Eltern auf die transnationalen Familienverhältnisse zurück: *„Na … Es ist nicht wegen Österreich oder so. Meine Mutter vermisst immer ihre Geschwister, ihren Vater .. deswegen glaub ich. Aber ansonsten weiß ich nicht" (163-164).*

Er selbst hat nicht vor in die Türkei zurückzukehren. *„Naa, hier ist es mir lieber. Ich hab mich schon daran gewöhnt hier zu leben" (153-154).*

Emre berichtet, dass seine Eltern nicht vor haben in die Türkei zurück zu kehren. Aus diesem Grund investieren sie auch kein Geld in Häuser etc. Mit dem Geld, das sie beiseitegelegt haben, unterstützen sie Verwandte in der Türkei:

„Mein Vater hat fünf Geschwister. … Die sind jetzt alle in einer Großstadt. Die sind auch alle weggezogen, weil keine Arbeit ist. Wenn sie was brauchen, sagen sie es halt meinem Vater und wenn mein Vater Geld hat, schickt er es ihnen. .. /eh/ So investieren nicht, nein. In so ein Haus oder so, nein. Wir fahren immer zu diesen Tanten dort. Also wenn wir ins Dorf fahren, dann haben wir ja ein zu Hause. Aber sonst nicht" (81-86).

Emre äußert, dass seine Eltern aus folgendem Grund in Wien sind: *„Wollen nicht. Sie müssen. Wegen uns halt. Sie können uns nicht einfach hier lassen. Vielleicht fahren sie eh weg, wenn sie mal älter sind, in Pension oder so" (95-96).*

Emre meint also, dass seine Eltern wegen den Kindern in Österreich sind. Egal wie sie sich entscheiden, für Emre ist eines klar: *„Na. Na. Ich hab alles hier. Meine Freunde, alles. Wenn ich schon dort leben will, was mach ich dann noch hier. Auch wenn meine Eltern sagen würden, wir ziehen jetzt in die Türkei, dann würde ich nicht mitgehen. Na" (139-141).*

Die Eltern von Furkan investieren in der Türkei in Häuser und Boden. Er beschreibt, dass seine Eltern die Türkei vermissen: *„Aber es ist schon schlecht für sie. Sie blicken immer noch zurück, weißt du. Ich mein du würdest auch sicher zurück blicken. Und wenn sie wieder zurück fahren, blicken wir wieder zurück. .." (117-119).*

Es lassen sich Kontinuitäten heraus lesen. Furkan schildert die Situation der Familie in Wien folgendermaßen:

„Sie wollen schon in die Türkei. Hier sind sie ein bisschen … hmm, nicht angesehen oder so. Ich glaub so was in der Art, aber ich weiß es auch nicht genau. Ich kanns dir nicht so genau erzählen. Aber die fühlen sich alle diskriminiert. 90%, 100%. Vielen fällt das nicht mal auf. Das ist nicht so schön. Zum Beispiel sie gehen zu einem Beamten, der Beamte sagt einfach, unterschreib hier und dann baams, kriegen sie kein Geld mehr vom Staat. Und dann sagt er, verdammter Beamte, nur weil ich Türke bin, macht er das, weißt. Vielen fällt das kaum auf, aber wenn sie richtig nachdenken, dann fällt das schon auf. …" (209-216).

Wie bereits gesagt wurde, Geld und Ansehen spielen bei Zugehörigkeitsgefühlen eine Rolle. Furkan beschreibt in diesem Beispiel, dass seine Eltern aufgrund mangelnder Anerkennung von Seiten der „österreichischen Gesellschaft“ einen starken Wunsch nach einer Rückkehr haben.

Genauso wie Emre glaubt Furkan: *„[..] Es war halt nicht so gut in der Türkei zu leben. Sie wollten einfach herkommen und ein schönes Leben, .. NUR, sie haben nicht an die Kinder gedacht. Ich will hier schon mein Leben fortsetzen, aber meine Eltern wollen wieder in die Türkei. Meine Mutter sagt schon, ihr kommt nicht mehr zurück“ (95-98).*

Er ist sich dessen bewusst, dass seine Eltern wegen den Kindern noch in Österreich sind. Beide Parteien scheinen offenbar zu wissen, wie die Zukunft aussieht und beziehen transnationale Familienverhältnisse in ihre Vorstellung mit ein. Die Eltern von Altay scheinen sogar schon in naher Zukunft wieder in die Türkei zurückkehren zu wollen:

„Ja. Wir haben jetzt ein Haus gebaut. U n d wollen das endlich fertig machen. Mit der Baustelle und so und dann wollen sie wieder zurück ziehen“ (118-119).

Er selbst scheint ziemlich hin und hergerissen zu sein in Bezug auf Hierbleiben oder in die Türkei gehen: *„Ich will mal hier bleiben, … ja vielleicht zieh ich auch zurück. In fünf oder zehn Jahren. […] Ja vielleicht. Ich weiß nicht. Ich bin noch immer nicht ausgezogen. Also, .. weil ich schon zwanzig bin. Ich bin noch immer zu Hause. Also .. deswegen, weiß ich nicht. .. Vielleicht fahr ich gleich mit ihnen zurück. Ich will nicht ohne sie leben, also .. allein will ich nicht hier bleiben“ (121-129).*

Altay hat offenbar Angst vor dem Alleinsein und bekräftigt mehrmals, dass er nicht ohne seine Familie leben will. In Folge schildert er noch genauer über die Hintergründe der Rückkehrabsichten:

„Meine Eltern wollen unbedingt das Haus fertig machen in der Türkei, weil mein Opa ist gestorben und ich hab noch einen jungen Onkel und er ist allein mit meiner Oma. Und mein Vater will nicht, dass sie allein dort sind. Er will das Haus bauen und zurück ziehen. Ja, für die ist das halt wichtig und die Wohnung hier werden sie mir überlassen. Oder ich werde auch mit denen mitfahren“ (204-208).

Allem Anschein nach wirkt Altay reagierend und entzieht sich somit der Verantwortung für einen eigenen Lebensentwurf. Wie sich bei der Gestaltung seiner Perspektiven (siehe Kapitel 9.4.2.) weiter unten jedoch herausstellen wird, verfolgt er eine Doppelstrategie.

Alle fünf Burschen haben in Wien ein soziales Netzwerk aufgebaut und haben deshalb nicht vor, in der Türkei zu leben. Altay wäre aber bereit mit seinen Eltern zurück zu gehen, falls es soweit kommen würde.

Die transnationalen Familienverhältnisse und die Rückkehrorientierung der Eltern spielen eine Rolle bei der Identifikation. Die jungen Burschen handeln ständig zwischen den in Österreich vorgefundenen Rahmenbedingungen und den eigenen Interessen und Plänen ihr Leben aus. Wie sich aus dem Kapitel ergeben hat, machen sich die Jugendlichen Gedanken über die eventuellen Rückkehrpläne ihrer Eltern und beziehen diese somit bei der Gestaltung ihrer Perspektiven mit ein. Die jungen Männer mit türkischem Migrationshintergrund bewegen sich innerhalb der österreichischen Gesellschaft, innerhalb des familiären Hintergrundes und innerhalb transnationaler Räume. Aus dem Zusammenspiel zwischen diesen Faktoren entwickelt sich eine eigene konkrete Form der Integration in die österreichische Gesellschaft, die aber sehr individuell ist.

9.4.2. Individuelle Lebensentwürfe und Perspektiven

Onur hat bereits konkrete Vorstellungen, was seine kurzfristige Zukunft betrifft: *„Jetzt hab ich mit Fußball aufgehört. Wenn ich einen Pass kriege, dann spiele ich in Wien in einem Verein. Aber, wenn ich einen Nebenjob kriege, am Samstag, wenn sich das ausgeht, wenn ich einen finde, dann hör ich mit Fußball auf. Dann tu ich arbeiten, bis ich mir ein Auto kaufe ((lacht)). Und da muss man ein bisschen Geld haben“ (554-558).*

Auch was die berufliche Zukunft betrifft, scheint Onur ein sehr klares Bild vor Augen zu haben: *„Wenn ich die Lehre mache, dann werde ich mich bei den Wiener Linien bewerben als U-Bahnfahrer oder Straßenbahnfahrer. Wenn sie mich aufnehmen, U-Bahnfahren ist noch besser als Elektriker, weil da fährst du nur. Das ist besser, da ist es nicht kalt, aber wenn du Elektriker bist .. mein Freund, der sagt immer, es ist urkalt, ich kann meine Finger nicht*

bewegen. Ich hab alles gefragt. Für U-Bahnfahrer muss man 21 Jahre alt sein und eine Lehre haben. Dann darfst du dich bewerben. Aber ich hab keine Lehre. Warum ich keine Lehre gemacht hab, das ist ein bisschen ein Problem. Warum. Keine Ahnung warum. … Aber jetzt mach ich ja eine…" (379-386).

Er hat sich über den Job bei den Wiener Linien informiert und hat die Entscheidung getroffen vorerst seine Lehre abzuschließen und sich anschließend zu bewerben. Er hat sich intensiv mit der Berufsfindung auseinandergesetzt, verfolgt seine eigenen Interessen und handelt somit sehr aktiv. Onur handelte in seinem Leben bisher flexibler als die anderen Interviewpartner:

„Dann bin ich mit meinem Freund nach Deutschland gefahren und dann sind wir dort drei, na zwei Jahre sind wir dort geblieben. Wir wollten dort arbeiten. Wir haben probiert in Deutschland, wir zu zweit da, und dann .. wollten wir nicht mehr und dann .. ((erhebt die Stimme)) sind wir nach Istanbul gefahren. Ein Jahr lang. Ohne Familie natürlich, ((lächelnd)) wir waren alleine. Und dann sind wir zurück gekommen" (14-18).

Er hat für sich entschieden, dass Wien *„das beste"* für ihn ist. Somit entwirft er sich selbst und scheint mit dieser Entscheidung glücklich zu sein.

Sogar was die Zukunft in Bezug auf die Gründung einer eigenen Familie betrifft, ist Onur wahrscheinlich anderen jungen Männern in seinem Alter weit voraus, denn auch hier verfolgt er klare Interessen: *„[..] Ich will eine glückliche Familie haben und dann weiter leben, ja. (…) Kinder auch, natürlich. Ohne Kinder geht's nicht. Zum Beispiel, wenn du heiratest und hast kein Kind zu Hause, und wenn ein Kind kommt, sind alle glücklich. Wenn ich kein Kind zu Hause hab, bin ich nur zwei drei Jahre glücklich und dann wird zum Streiten angefangen, aber wenn ich ein Kind hab, bin ich glücklich, dann ist es anders. (…) Drei Kinder. Nicht fünf sechs. ((lachend)) Was willst du mit fünf, sechs Kinder machen? Nur zwei, ein Mädchen und ein Junge. Es können auch zwei Jungen sein, aber nicht zwei Mädchen" (392-397).*

Kinder bezieht er selbstverständlich in die Lebensplanung mit ein. Für ihn sind Kinder der Maßstab für eine glückliche Ehe sowie für ein glückliches Leben. Die Art, wie er an diesen Lebensentwurf herangeht, erscheint sehr rational und zielstrebig.

Onur berichtet mir außerdem von seinem Traum: *„Ja gut. Wenn ich Geld hätte, würde ich gerne in Istanbul leben. Aber da muss man mehr Geld haben. Dort ist alles schön. Da kann man alles machen. Das kann man nicht erzählen, das muss man erleben. So Sehenswürdigkeiten und alles, so grün, Meer gibt's auch dort, da kannst du machen was du willst. Mein Plan ist so, wenn ich zum Beispiel im Lotto gewinne, dann werde ich dort ein Gebäude bauen, vermiete das alles und wenn das Geld fertig ist, krieg ich ja die Miete. Dann hab ich trotzdem Geld. (..) Da würd ich eine große Firma aufmachen, ja.. (..) Ja, wenn ich genug Geld hätte, dann würde ich immer von Istanbul mit dem Flugzeug her kommen und alle besuchen. Das würde schon passen. Aber nur wenn ich Geld hätte ((lacht))" (317-327).*

Diese Aussage ist ein schönes Beispiel dafür, wie Onur seinen Raum selbst gestaltet und sehr kreativ an seinen Imaginationen (siehe Kapitel 4.2.1) arbeitet, über nationale Grenzen hinweg.

Emre fasst seine Zukunftspläne mehr oder weniger mit einem Satz zusammen: *„Ich hab eine ordentliche Arbeit. Zum Beispiel, dass ich beginne und auch dort bleibe. Und eine Frau, die ich liebe und .. zwei Kinder maximal. (…) Hauptsache sie sind gesund. … Aber einen Burschen und ein Mädchen" (396-400).*

Welche Art von Arbeit definiert er nicht genauer, jedoch lässt sich herauslesen, dass er sich Stabilität und Sicherheit wünscht, was seinen zukünftigen Arbeitsplatz betrifft. Wichtig ist ihm, dass der Beruf für ihn befriedigend ist. Interessant an dieser Aussage ist auch, dass er der einzige ist, der explizit ausspricht, dass er sich eine Frau wünscht, die er liebt. Alle fünf jungen Männer scheinen einer Übernahme familialer Verantwortung nichts entgegen zu setzen.

Auch für Hazan ist eine sichere berufliche Zukunft sehr wichtig: *„Naja, … einen sicheren Job. .. Dann eine Familie gründen. Kinder. ((lachend)) fünf, sechs Kinder. Na Spaß, zwei drei, höchstens drei" (231-232).* Wie sich in diesen Aussagen widerspiegelt, setzen sich die Burschen eigentlich recht früh mit der Verwirklichung ihrer beruflichen und auch privaten Lebensplanung auseinander. Dies könnte auf die momentan schlechte Arbeitsmarktsituation in Wien und/oder auf die schlechten Startbedingungen für die zweite Generation türkischer ArbeitsmigrantInnen zurückzuführen sein.

Furkan will beim Wirtschaftsförderungsinstitut Wien eine Fachausbildung zum Informationstechnologie-Techniker (IT-Techniker) besuchen. Anschließend hat er vor den Europäischen Computer Führerschein zu machen und sich dann zu bewerben. Seine Zukunft stellt er sich so vor: *„Autos, Frauen und Kinder ((lacht))" (302).* Obwohl Furkan seit Jahren arbeitslos ist hat er sehr konkrete Vorstellungen.

Altay und Onur sind zum Zeitpunkt der Interviews beide 21 Jahre alt und somit die ältesten der fünf Interviewpartner. Das könnte erklären, warum die beiden die konkretesten Zukunftsvorstellungen haben. Altay berichtet mir folgendes:

„Also ich will mal meine Lehre fertig machen, also .. mit Auszeichnung. Und dann will ich so ein paar Jahre als Monteur arbeiten, als normaler Monteur, und dann will ich Werkmeister machen, Werkmeisterschule. Also wenn du in einen Betrieb normaler Monteur bist, dann kriegst du Aufträge von deinem Chef, also Baustelle, das musst du fertig machen bis zu einem Zeitpunkt. U n d wenn du ein Werkmeister bist, musst du Aufträge suchen. Dann sitzt du im Büro und gibst es weiter an die Monteure. Halt suchst Geld für deine Firma. Und das will ich machen. Das dauert zwei Jahre lang, vier Semester, na acht Semester. Das musst du auch selber zahlen und dann sitzt du halt in einem Büro in deiner Firma. Und das ist halt besser. Da wirst du auch besser bezahlt. Und dann halt .. wenn ich vielleicht in die Türkei zurück ziehe, will ich eine Firma eröffnen. Dazu brauch ich eine Berufsreifeprüfung. Das will ich auch machen. Matura und so. Also mit der Zeit halt. Das ist meine Zukunft. […] Familienmäßig bei meinen Eltern daweil. Da kann ich viel sparen und ((lachend)) da kann ich mir alles leisten. Also erst einmal mein Beruf, also meine Ausbildung ist wichtiger" (177-190).

Altay hat hohe berufliche Erwartungen an sich selbst. Er möchte selbstständig werden und bezieht sogar die Möglichkeit, irgendwann in der Türkei zu leben und zu arbeiten in seine Zukunftsvorstellungen mit ein. Altay hat sich für eine inhaltlich anspruchsvolle Arbeitstätigkeit entschieden. Die Tatsache, eine solch befriedigende und realistische Berufswahl zu treffen, kann als kreative Fähigkeit bewertet werden. Er ist der einzige, der nicht auf die Entwicklung einer möglichen Zukunftsperspektive in der Türkei verzichten will. Somit gestaltet auch er sich Imaginationen über nationale Grenzen hinweg.

Wie sich im letzten Kapitel gezeigt hat, sind die jungen Männer zwar mit unterschiedlichen Erwartungen konfrontiert, stecken aber nicht unbedingt im Zwiespalt zwischen den

Erwartungen, die sie ans Leben haben und den Erwarten von Seiten der Eltern. Sie beziehen die Sichtweisen und Erwartungen der Familie selbstverständlich in ihre Lebenspläne mit ein und zeigen keine groben Gefühle der inneren Zerrissenheit.

Die Selbstverortungen der Jugendlichen sind sehr subjektiv. Onur hat sehr konkrete Vorstellungen sein Leben betreffend und ist sehr kreativ und flexibel im Umgang mit verschiedenen sozialen Räumen. Sein jüngerer Bruder Hazan hat zwar ebenso berufliche und private Perspektiven, orientiert sich aber stark an Onur. Hazan zeigt bezüglich Familie und Gesellschaft am ehesten Gefühle der inneren Zerrissenheit. Emre bezeichnet sich selbst als „einsamer Freier". Die familiären Konflikte beschäftigen ihn, dennoch zeugt sein Lebensentwurf von Aktivität und Zuversicht. Furkan stellt sich gern als Opfer der Strukturen dar und zeigt als einziger sehr rigide Einstellungen, die er mit großer Entschiedenheit zu verfolgen scheint. Altay bezieht als einziger die Möglichkeit, demnächst in die Türkei zurück zu kehren, in seinen Lebensentwurf mit ein und verfolgt somit eine sehr kreative „Doppelstrategie".

Die Jugendlichen kennen sich untereinander, leben alle im 15. Bezirk in Wien und sind alle Kinder von türkischen ArbeitsmigrantInnen. Trotz ähnlicher „Startbedingungen" zeichnet sich aber ein sehr heterogenes Bild ab. Der Einblick in ihre Lebenswelten und Lebensentwürfe hat gezeigt, wie komplex, vielfältig und auch widersprüchlich diese sind. So kann weder von d*er* zweiten Generation türkischer ArbeitsmigranInnen noch von *der* türkischen Familie gesprochen werden.

10. Resümee

Mit der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen, die Lebenssituation und Lebensentwürfe von fünf männlichen Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund in Wien vor ihrem jeweiligen familiären Hintergrund zu untersuchen. Wenn von Selbstverortungen und Identifikationen gesprochen wird, dürfen die strukturellen Gegebenheiten nicht außer Acht gelassen werden. Ein Mensch kann sich nur innerhalb dieser positionieren. Deshalb wurden sowohl strukturellen Gegebenheiten, als auch persönlichen Sicht- und Handlungsweisen der Jugendlichen Aufmerksamkeit geschenkt. Durch die Verknüpfung dieser beiden Ebenen konnte ich zu einem umfassenderen Ergebnis gelangen.

Wie sich durch die Analyse im empirischen Teil herausgestellt hat, hängt die sozioökonomische Situation der zweiten Generation eng mit dem ArbeitsmigrantInnenstatus der Elterngeneration zusammen. Die fünf Jugendlichen berichten von Orientierungsproblemen in der Schule und im Beruf, von Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache und von mangelnder Unterstützung von Seiten der Familie. Die Jugendlichen selbst positionieren sich hier eher schlecht und bewerten sich selbst teilweise als Opfer von Strukturen, kombiniert mit Ohnmachtsgefühlen und Passivität. Dies prägt das Alltagsleben der fünf jungen Burschen und somit auch ihre Zukunftspläne und Lebensentwürfe. Die eingangs gestellte Frage, ob die Familie integrationsfördernd oder integrationshemmend ist, kann mit „sowohl-als-auch“ beantwortet werden. Die Eltern wirken aufgrund mangelnder kultureller und ökonomischer Ressourcen zwar nicht unterstützend in der Schule oder bei der Berufsorientierung, aber immerhin haben sie Erwartungen an ihre Kinder. Sie haben Interesse daran, dass ihre Kinder ein gutes Leben haben und wünschen sich eine sichere Zukunft für sie.

Es hat sich herausgestellt, dass FreundInnen bei der Berufsorientierung eine richtungsweisende Funktion einnehmen. In Hinblick auf die sozialen Netzwerke hat sich ergeben, dass der hohe Anteil an Gleichaltrigen mit Migrationshintergrund im 15. Bezirk und in den Schulen wichtige Gründe dafür sind, dass sich die Jugendlichen eher in innerethnischen Netzwerken bewegen. Auch wenn die Burschen beim Sport und im Beruf Kontakte zu nicht-türkischen Gleichaltrigen pflegen, werden diese von ihnen als eher

oberflächlich bezeichnet. Der Zugang zu nicht-türkischen Jugendlichen erschwert sich sicherlich auch dadurch, dass sie aufgrund der eher schlechten Beherrschung der deutschen Sprache verunsichert sind.

In Kapitel 8 wurde auf die Bedeutung der Familienbeziehungen eingegangen. In den Interviews hat sich herausgestellt, dass der Vater bei den fünf Interviewpartnern als Autoritätsperson in der Familienhierarchie ganz oben steht und das Verhältnis zu ihm distanzierter ist als jenes zur Mutter, welches sich eher auf einer freundschaftlichen Ebene abspielt. Die fünf Burschen sprechen von einem generell „strengen türkischen Erziehungsverhalten". Doch zeigt sich in der Analyse ein heterogenes Bild. Onur spricht von einer „normalen" Erziehung mit viel Freiräumen und einer lockeren Atmosphäre. Er selbst erscheint aber sehr widersprüchlich, was die Gewährung von Freiräumen bei seinen zukünftigen Kindern betrifft. Auf der einen Seite fühlt er sich durch die soziale Kontrolle in seinem Bewegungsspielraum eingeschränkt, auf der anderen Seite findet er die Kontrolle über Frauen dennoch unerlässlich. Obwohl auch sein Bruder Hazan seine Erziehung als „normal" bewertet, ist er bereit, seinen Kindern mehr Freiräume zu geben. Emre fühlt sich in seinem Handlungs- und Bewegungsspielraum durch eine sehr strenge Erziehung eingegrenzt und distanziert sich von seiner Familie. Er kann die autoritäre und beschützende Haltung seiner Eltern nicht nachvollziehen. Er wäre bereit seinen Kindern mehr Freiräume zu gewähren. Furkan kam mit der permissiven Erziehung seiner Eltern nicht klar und plädiert auf eine strenge Erziehung und auf eine strenge Kontrolle der schwesterlichen und kindlichen Räume.

Die empirischen Daten haben also gezeigt, dass weder von *der* türkischen Familie noch von *der* türkischen Kultur gesprochen werden kann. Familienstrukturen unterliegen einem Wandel und dieser führt zu sehr unterschiedlichen Veränderungen. Die Annahme, dass sich die Jugendlichen durch einen eher strengen Erziehungsstil in ihrem Handlungs- und Bewegungsspielraum eingeschränkt fühlen, kann daher nicht mit einem eindeutigen „ja" oder „nein" beantwortet werden. Was gesagt werden kann, ist, dass für die Jugendlichen die familiären Beziehungen sehr wichtig sind. Sie weisen teilweise sogar ein großes Pflichtbewusstsein der Familie gegenüber auf. Vor allem bei der Darstellung der Geschwisterbeziehungen wurden gegenseitige Hilfeleistungen und der Zusammenhalt

innerhalb der Familie sichtbar. Beziehungen zu Verwandten werden sowohl von der ersten als auch von der zweiten Generation aufrecht erhalten und gegenseitige Hilfeleistungen finanzieller und emotionaler Art werden immer wieder betont. Verwandte bieten durch ständigen Kontakt einen Rückhalt und es kann gesagt werden, dass sich transnationale familiäre Strukturen herausgestellt haben. Das familiäre soziale Kapital hat also eine sehr integrative Wirkung auf die Jugendlichen.

Im 9. Kapitel dieser Arbeit wurde auf die subjektive Selbstverortung der jungen Männer zwischen Familie und Gesellschaft eingegangen. Ich kann zu dem Schluss kommen, dass es ganz klar Zusammenhänge zwischen der sozioökonomischen Situation, dem familiären Hintergrund, verschiedenen Formen der Identifikation und den jeweiligen Zukunftsvorstellungen der fünf Jugendlichen, gibt.

Die von den Jugendlichen erwähnten Diskriminierungserfahrungen, die mangelnde Anerkennung von Seiten der österreichischen Gesellschaft und gemeinsame Erfahrungen der Ausgrenzung bringen die Familienmitglieder untereinander enger zusammen. Dadurch erfüllt die Familie auch die Funktion eines sozialen Sicherheitsnetzes. In der marginalisierten Position, in der sich ArbeitsmigrantInnen und deren Nachfolgegenerationen befinden, stellt die Familie als soziales Netzwerk einen hohen emotionalen Rückhalt und somit eine wichtige Ressource für die Jugendlichen dar.

Obwohl die fünf Jungen alle sehr unterschiedlich sind, kann jedoch gesagt werden, dass sie die elterlichen Vorstellungen und familiäre Gegebenheiten in ihre Entwürfe integrieren, und zwar jeder auf unterschiedliche Art und Weise. In Bezug auf das Heiratsverhalten konnte ich feststellen, dass die Jugendlichen sehr wohl in der Lage sind, selber zu entscheiden, ob sie eine türkische oder nicht-türkische Frau heiraten. Keiner der fünf Burschen sprach sich gegen eine interethnische Heirat aus.

Die sozialen Räume der Jugendlichen gestalten sich viel komplexer als angenommen. Sie fühlen sich Österreich zwar zugehörig, dennoch haben die fünf Burschen Türkeibezüge in allen möglichen Variationen. Die Türkei spielt eine wichtige Rolle, weil das Aussehen die Herkunft verrät, aufgrund der Rückkehrorientierung der Eltern und auch aufgrund der türkischen Sprache, die sie im Alltag oft sprechen. Auch türkisches Fernsehen und

transnationale familiäre Netzwerke haben einen Einfluss auf die Selbstverortung der Jungen. Schaut man sich die Zukunftsperspektiven und Lebensentwürfe der Jugendlichen an, kann man erkennen, dass die Jugendlichen einen kreativen Umgang mit diesen Bezugssystemen entwickeln. Sie verorten sich trotz ihrer marginalisierten Position alle sehr subjektiv und auch kreativ.

Ein Ziel dieser Arbeit war es auch aufzuzeigen, dass die Lebensrealitäten dieser Menschen und auch die Familienbiographien sehr heterogen und subjektiv sind, um plakativen Darstellungen und Verallgemeinerungen bezüglich der „türkischen Kultur“ und „der türkischen Familie“ entgegenzuwirken. Anstatt nach Eindeutigkeit bzw. nach erfolgreicher oder missglückter Integration zu fragen, wurde nach den Zusammenhängen zwischen Raum, Kultur und Zugehörigkeit gefragt. Dadurch habe ich versucht die Komplexität der Lebenswelten und Lebensentwürfe der Jugendlichen herauszuarbeiten. Dabei wechseln die Interviewpartner ständig zwischen passiven Gefühlen und aktiven Handlungen hin und her und zeigen teilweise auch widersprüchliche Ansichten. Alle fünf Burschen sind Freunde, wohnen im 15. Bezirk und sind geprägt von – zumindest offenbar- einem ähnlichen Milieu bzw. von ähnlichen Umständen. Dennoch handelt es sich um fünf verschiedene Individuen und es hat sich herausgestellt, dass alle fünf eigene Sichtweisen und Interessen haben. In einer Welt, in der sowohl Menschen, Imaginationen und Technologien ständig in Bewegung sind, kommt es zu Vervielfältigungen und zu Überschneidungen von Vorstellungen und kulturellen Aspekten und dies wiederum deutet auf die Komplexität von Lebenswelten von Menschen hin. Dadurch distanziert sich diese Diplomarbeit von einem Denken in Gegensätzen wie „Entweder-oder“ und von Schwarz-Weiß-Darstellungen, denn diesen Dualismus bedarf es in einer so heterogenen Gesellschaft längst aufzubrechen. Es bleibt zu hoffen, dass ein kleiner Schritt in diese Richtung mit dieser Arbeit getan ist.

11. Literaturverzeichnis

- Anderson, Benedict (2005). Die Erfindung der Nation – zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Arbeitsmarktservice Österreich. Arbeitsmarktdaten 08/2010. Unter URL: http://ams.at/ueber_ams/14172.html Letzter Zugriff 06.10.2010; 23:12 Uhr
- Appadurai, Arjun (2000). Modernity at large. Cultural Dimensions of Globalization. University of Minnesota Press, Minneapolis.
- Bauböck, Rainer/Perchinig, Bernhard (2003). Migrations- und Integrationspolitik in Österreich. Unter URL: http://www.okay-line.at/php/downloads/media/files/osterr.migr.integr.politik.pdf?okayportal=670d77a3cc176c69d8d2b95cb980fbcf Letzter Zugriff: 15.01.2010; 20:00 Uhr.
- Boos-Nünning, Ursula/Karakasoglu, Yasemin (2005). Viele Welten leben. Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit griechischem, italienischem, türkischem und Aussiedlerhintergrund. Waxmann Verlag GmbH, Münster.
- Bozkurt, Esin (2009). Conceptualising „Home“. The question of belonging among turkish families in Germany. Campus Verlag, Frankfurt am Main.
- Caglar, Ayse (2002). Mediascapes, advertisement industries and cosmopolitan transformations: Turkish immigrants in Europe. EUI Working papers. Unter URL: http://www.eui.eu/RSCAS/WP-Texts/02_53.pdf Letzter Zugriff: 29.11.2010, 15.10 Uhr.
- Dörre, Klaus (1997). Modernisierung der Ökonomie – Ethnisierung der Arbeit: Ein Versuch über Arbeitsteilung, Anomie und deren Bedeutung für interkulturelle Konflikte. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.). Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt/Main. S. 69-117.
- Esser, Hartmut (2001). Integration und ethnische Schichtung (Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung; 40), Mannheim.
- Fassmann, Heinz/Münz, Rainer (1996). Österreich – Einwanderungsland wider Willen. In: Fassmann, Heinz, Münz, Rainer (Hg.). Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends, politische Reaktionen. Campus Verlag, Frankfurt/New York. S. 209-229.

- Fernández de la Hoz, Paloma/Pflegerl, Johannes (1999): Familie als Schlüssel zur Integration. In: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie: 4. Österreichischer Familienbericht: Familie – zwischen Anspruch und Alltag. Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich. Wien: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Styrian; S.364-381).
- Fernández de la Hoz, Paloma (2002). Migrantenfamilien und Integration in den EU – Mitgliedstaaten. Bericht der Europäischen Beobachtungsstelle zur sozialen Situation, Demographie und Familie. Schriftenreihe des ÖIF, Nr. 10, Wien.
- Fernández de la Hoz, Paloma (2004). Familienleben, Transnationalität und Diaspora. Österreichisches Institut für Familienforschung. Heft 21. ISBN 3-901668-38-1. Wien.
- Fernández de la Hoz, Paloma (2005). Familienleben und Migration. Das Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik. Unter URL: http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_1026.html Letzter Zugriff: 09.10.2010; 15.00 Uhr
- Fischer, Gero (1999). Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache zwischen Schule und Familie. In: Buchegger, Reiner (Hg.): Migranten und Flüchtlinge: eine familienwissenschaftliche Annäherung. Schriftenreihe des ÖIF, Nr. 8, Wien.
- Flick, Uwe (2005). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH. Reinbek bei Hamburg.
- Glick Schiller, Nina/Basch, Linda/Szanton Blanc, Cristina (1995). From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. Unter URL: http://www.jstor.org/pss/3317464?searchUrl=%2Faction%2FdoBasicSearch%3FQuery%3Dfrom%2Bimmigrant%2Bto%2Btransmigrant%26gw%3Djtx%26prq%3Dglick%2Bschiller%26hp%3D25%26wc%3Don Letzter Zugriff:20.11.2010; 22.00 Uhr
- Griese, M. Hartmut/Schulte, Rainer/Sievers, Isabel unter Mitarbeit von Cubulat, Mehmet/Emel und Gürcan Ültanir (2007). Wir denken deutsch und fühlen türkisch. Sozio-kulturelle Kompetenzen von Studierenden mit Migrationshintergrund Türkei. IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation. Frankfurt am Main, London.
- Hämming, Oliver (2000). Zwischen den Kulturen. Spannungen, Konflikte und ihre Bewältigung bei der zweiten Ausländergeneration. Leske + Budrich Verlag, Opladen.

- Han, Petrus (2005). Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. 2. Auflage. Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart.
- Heckmann, Friedrich (1992). Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.
- Hermanns, Harry (2005). Interviewen als Tätigkeit. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.) (2005). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg. 4. Auflage, Oktober.
- Hitzler, Rolan/Eberle, Thomas S. (2005). Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.) (2005). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg. 4. Auflage, Oktober.
- Hopf, Christel (2005). Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.) (2005). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg. 4. Auflage, Oktober.
- Kagitcibasi, Cigdem/Sunar, Diane (1997). Familie und Sozialisation in der Türkei. In: Nauck, Bernhard/Schönpflug, Ute (Hg.) (1997). Familien in verschiedenen Kulturen. Ferdinand Enke Verlag. Stuttgart.
- Lüders, Christian (2005). Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.) (2005). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg. 4. Auflage, Oktober.
- Mau, Steffen. (2007). Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten. Campus Verlag GmbH. Frankfurt/Main.
- Nauck, Berhard (1997). Sozialer Wandel, Migration und Familienbildung bei türkischen Frauen. In: Nauck, Bernhard/Schönpflug, Ute (1997). Familien in verschiedenen Kulturen. Ferdinand Enke Verlag. Stuttgart.
- Nauck, Bernhard (1997). Intergenerative Konflikte und gesundheitliches Wohlbefinden in türkischen Familien. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich. In: Nauck, Bernhard/Schönpflug, Ute (1997). Familien in verschiedenen Kulturen. Ferdinand Enke Verlag. Stuttgart.
- Nauck, Bernhard (1999). Sozialer und intergenerativer Wandel in Migrantenfamilien in Deutschland. In: Buchegger, Reiner (Hg.): Migranten und Flüchtlinge: eine familienwissenschaftliche Annäherung. Schriftenreihe des ÖIF, Nr. 8, Wien.

- Nauck, Bernhard/Kohlmann, Annette (1998). Verwandtschaft als soziales Kapital - Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: Wagner, M. & Schütze, Y. (Hrsg.). Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema (S. 203-235). Stuttgart: Enke.
- Nohl, Arnd Michael (1996). Jugend in der Migration. Türkische Banden und Cliquen in empirischer Analyse. Schneider Verlag, Hohengehren.
- Pflegerl, Johannes (1996a). Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern. Eine Pilotstudie über das Fortbestehen traditioneller Strukturen in Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Schriftenreihe des Österreichischen Instituts für Familienforschung, Wien.
- Pflegerl, Johannes (1996b). Traditionelle Familienverhältnisse in Zuwandererfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Eine Analyse anhand von Beispielen aus 15 vor Gericht anhängigen Konfliktfällen. Diplomarbeit. Wien
- Pflegerl, Johannes (2000). Österreich – das Land meiner Kinder. Österreichisches Institut für Familienforschung. Unter URL: http://www.oif.ac.at/presse/bzw/artikel.asp?Rubrik=3&ID_Art=1&BZWArtikel=431 Letzter Zugriff: 09.10.2010; 15.09 Uhr
- Pries, Ludger (2001). Internationale Migration. Transcript Verlag. Bielefeld.
- Riegel, Christine (2004). Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen. Eine sozio-biographische Untersuchung. IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation. Frankfurt am Main.
- Riegel, Christine/Geisen, Thomas (2007) (Hrsg.). Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Scheibelhofer, Paul (2004). Zwischen zwei … Männlichkeiten? Probleme, Ressourcen und Identitätskonstruktionen von männlichen türkischen Migrantenjugendlichen in Wien. Diplomarbeit, Wien.
- Schiffauer, Werner (1983). Die Gewalt der Ehre. Erklärungen zu einem türkisch-deutschen Sexualkonflikt. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Schiffauer, Werner (1991). Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland: eine Ethnographie. Ernst Klett Verlag, Stuttgart.

- Six-Hohenbalken, Maria Anna (2001). Migrantenfamilien aus der Türkei in Österreich. Wohnen, Verortung und Heimat (mit einem Exkurs über die Wohnsituation im Aufnahmeland). Heft 9. Materialiensammlung. Österreichisches Institut für Familienforschung. Wien.
- Statistik Austria (2010). Migration & Integration. Zahlen. Daten. Indikatoren. 2010. Statistik Austria. Kommission für Migrations- und Integrationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien.
- Statistik Austria (2008). Bevölkerungszusammensetzung. Unter URL: http://www.wien.gv.at/statistik/bezirk-menschen.html Letzter Zugriff: 11.11.2010; 23.00 Uhr
- Strasser, Sabine (2009). Transnationale Studien: Beiträge jenseits von Assimilation und „Super-Diversität". In: Six-Hohenbalken, Maria/Tosic, Jelena (Hg.) (2009). Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Facultas Verlags- und Buchhandels AG. Wien.
- Trommelsdorff, Gisela (1995). Werthaltungen und Sozialisationsbedingungen von Jugendlichen in westlichen und asiatischen Gesellschaften. S.279-295. In: Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Nauck, Bernhard; Onnen-Isemann, Corinna (Hg.) (1995). Hermann Luchterhand Verlag GmbH Neuwied, Kriftel, Berlin.
- Viehböck, Eveline/Bratic´, Ljubomir. (1994). Die Zweite Generation. Migrantenjugendliche im deutschsprachigen Raum. Österreichischer Studien Verlag. Innsbruck.
- Volf, Patrik-Paul (2001). Wege zur Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Drava-Verlag. Klagenfurt
- Weiss, Hilde (Hrsg.) (2007). Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Wolbert, Barbara (1995). Der getötete Paß. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnologische Migrationsstudie. Akademie Verlag GmbH, Berlin.

12. Anhang

Abstract

Diese anthropologische Auseinandersetzung mit dem Thema *„Selbstverortung männlicher Jugendlicher mit türkischem Migrationshintergrund zwischen Familie und Gesellschaft“* untersucht, durch den Einbezug der sozioökonomischen Situation der zweiten Generation von ArbeitsmigrantInnen in Wien, die Lebenssituation und Lebensentwürfe von fünf jugendlichen Männern vor ihrem jeweiligen familiären Hintergrund. Anhand qualitativer Interviews wurde versucht, zu subjektiven Sicht- und Handlungsweisen zu gelangen, um unter Berücksichtigung von konstruktivistischen Raum- und Kulturkonzepten aufzuzeigen, dass die Lebenswelten dieser Jungen durchaus komplexer und vielfältiger sind, als in der älteren Literatur angenommen. Es wird nach Zusammenhängen zwischen Raum, Kultur und Zugehörigkeit gefragt, um die Fragen zu beantworten, wie die Jugendlichen sich soziale Räume aneignen, kreieren und selber gestalten und inwieweit deren Familien Einfluss auf Entscheidungen und Handlungen haben.

In der theoretischen Auseinandersetzung werden die Hintergründe der Arbeitsmigration von der Türkei nach Österreich näher beleuchtet, um die sozioökonomische Situation der zweiten Generation in Wien besser verständlich zu machen. Auf einen Überblick über den Stand der Zweitgenerationenforschung folgen einige konstruktivistische Raum- und Kulturkonzepte, welche die Sichtweise auf kausale Integrationsmodelle erweitern sollen. Im Anschluss wird besprochen, welche Rolle die Familie im Migrations- und Integrationsprozess spielt. Die Strukturierung des empirischen Teils ist so gestaltet, dass anhand der vier Dimensionen des Integrationsmodells von Harmut Esser, Kategorien von außen herangetragen werden, und andererseits wird darauf geachtet, Kategorien aus den Interviews wachsen zu lassen. Die Jugendlichen stellen dar, wo sie sich auf der strukturellen Ebene wie Schule und Arbeit positionieren, in welchen sozialen Netzwerken sie sich bewegen, welchen Stellenwert die familiären Beziehungen für sie haben und sie zeigen, wie sie im Spannungsfeld zwischen den beiden Bezugssystemen Familie und Gesellschaft bestehen können.

Es hat sich gezeigt, dass weder von „der“ türkischen Kultur noch von „der“ türkischen Familie gesprochen werden kann. Familiäre Strukturen unterliegen einem Wandel und diese

Veränderungen wirken sich ganz unterschiedlich auf einzelne Familienmitglieder aus. Auch wenn die fünf Interviewpartner alle im 15. Bezirk aufgewachsen sind und türkischen Migrationshintergrund haben, so verorten sie sich doch sehr unterschiedlich und individuell. Was gesagt werden kann, ist, dass die Familie für alle fünf Jugendlichen einen hohen Stellenwert hat, sie in einigen Bereichen sowohl integrationshemmend als auch integrationsfördernd wirkt und die Burschen sich, auch durch die Besonderheit ihrer marginalisierten Situation, ihre sozialen Räume in einem Aushandlungsprozess zwischen sich und ihren familiären Netzwerken aneignen.

CURRICULUM VITAE

Jasmin KARNUTSCH

Persönliche Daten:

Geburtsdatum: 27. Mai 1984

Geburtsort: Bruneck, Italien

Nationalität: Italien

Zivilstand: ledig

Ausbildung

2003 - heute	**Studium der Kultur- und Sozialanthropologie,** Hauptuniversität Wien, Österreich Schwerpunkt (Sozial)pädagogik, Migration; Ostafrika
1998 – 2003	**Handelsobersch**ule Bruneck, Italien Schwerpunkt auf Betriebswirtschaft Matura im Juli 2003
1995 - 1998	**Mittelschule,** Karl Meusburger Bruneck, Italien
1990 - 1995	**Grundschule** Pfalzen, Italien

Auslandsaufenthalte und Praktika

07/2008	Auslandsexkursion Tansania; Schwerpunkt: Projektarbeit mit Waisenkindern, Besuch von HIV-Projekten;
05/2007-12/2007	Praktikum beim Flüchtlingsverein „Ute Bock“, Wien. Sponsoring, PR-Arbeit,

08/2005	Workcamp in Tansania

Aus- und Weiterbildung

03/2010 – 12/2010	**Aufbaulehrgang Jugendarbeit**, Institut für Freizeitpädagogik, WienXtra. Wien
03/2009 – 09/2009	**Lehrgang Spielpädagogik**, Institut für Freizeitpädagogik, WienXtra. Wien
08/2008 – 06/2009	**Grundkurs Jugendarbeit**, Institut für Freizeitpädagogik, WienXtra. Wien
02/03/09 – 04/03/09	**Fortbildung „MOVE“** – Motivierende Kurzintervention bei (riskant) konsumierenden Jugendlichen. Sucht- und Drogenkoordination. Wien

Sprachkenntnisse

1. Sprache	• **Deutsch** (Muttersprache)
Fremdsprachen	• **Italienisch** (gute mündliche und schriftliche Kenntnisse) • **Englisch** (gute mündliche und schriftliche Kenntnisse)